

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition; Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareillezeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postkontos: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Knapp über 10 Prozent!

Die notwendige Zahl um ein paar Tausend überschritten!

Nach den beim Reichswahlleiter bis 12 Uhr mittags vorliegenden Zahlen ist die erforderliche Mindestziffer von 10 Prozent der Wahlberechtigten im letzten Augenblick doch noch mit Mühe und Not erreicht worden. Es waren nach den letzten vorläufigen Feststellungen rund 4 136 000 Eintragungen gezählt worden, während rund 4 127 000 die zumindest erforderliche Zahl darstellen.

Es stehen nur noch wenige Bezirke aus Niederbayern, Oberbayern-Schwaben und Westfalen aus, die jedoch nur noch eine geringe Steigerung der Ziffern bringen dürften.

Mit Hängen und Bürgen haben die Volksbegehrier eine Zahl von Unterschriften erreicht, die in der Nähe der vorgeschriebenen 10-Prozent-Grenze liegt und sie wahrscheinlich überschreitet. Die endgültige amtliche Feststellung ist für den 6. November zu erwarten.

Von der amtlichen Feststellung hängt es ab, ob das Volksbegehren an den Reichstag gehen und nach seiner selbstverständlichen Ablehnung durch diesen dem Volk zur Entscheidung vorgelegt werden wird.

Für diesen zweiten Fall würde der Ältestenausschuss des Reichstags zusammengerufen werden, um zu entscheiden, ob der Reichstag den Antrag gesondert erledigen oder ob er ihn im Zusammenhang mit der Ratifizierung des Young-Planes behandeln soll. Wie immer aber diese Entscheidung ausfällt, so ist doch mit einer Volksabstimmung vor Januar nicht zu rechnen.

Der Vorgang bei der Volksabstimmung ist ähnlich wie bei einer Wahl. Der Abstimmende bekundet durch Ankreuzen eines Feldes, ob er mit Ja oder mit Nein stimmen will.

Ein vom Reichstag abgelehnter Gesetzesvorschlag kann in der Volksabstimmung nur angenommen werden, wenn sich mehr als die Hälfte der Stimmberechtigten an der Abstimmung beteiligt. Beteiligten werden sich aber in der Hauptsache nur diejenigen, die mit Ja stimmen wollen. Das wird auf alle Fälle eine Zahl sein, die tief unter der Hälfte der Stimmberechtigten liegen wird.

Bei dem Volksentscheid über die Fürstenenteignung wurden 15 599 797 Stimmen abgegeben. Davon lauteten 14 455 184 auf Ja und 585 710 auf Nein. Dabei hatte das vorangegangene Volksbegehren rund drei mal soviel Unterschriften erzielt wie das der Hitler-Hugenbergl

Der Volksabstimmung über das sogenannte „Freiheitsgesetz“ werden wir mit verächtlichen Armen zusehen können. Die Last der Agitation wird ausschließlich auf seinen Anhängern liegen, die Gegner werden kaum mehr zu tun haben, als die größten Schwindereien zurückzuweisen. Im übrigen können sie gelassen abwarten, wie sich die ganze glorreiche Aktion zwangsläufig zu Tode strampelt.

Von Terror wird bei der Abstimmung, die geheim ist, nicht mehr die Rede sein können. Wer unter wirtschaftlichem Druck steht, wird freilich stimmen müssen — aber niemand kann wissen, ob er dann mit Ja oder mit Nein stimmt. Zweifellos werden viele ostelbische Landarbeiter, die zur Abgabe ihrer Unterschrift gepöbelt wurden, bei der Volksabstimmung mit Nein stimmen. Nur aber unabhängig ist, wird als Gegner des Antrages ruhig zu Hause bleiben dürfen.

Den Herren vom nationalen Block mag vielleicht zunächst einmal ein Stein vom Herzen fallen, wenn ihnen die Blamage eines Scheiterns gleich beim ersten Anlauf erspart bleibt. Aber sie haben damit nichts anderes gewonnen, als daß sie mit unabwendbarer Gewißheit der endgültigen Blamage bei der Volksabstimmung entgegengehen. Inzwischen wird Hitler weiter seine Peitsche über Hugenberg schwingen, und der Zerlegungsprozeß der Deutschnationalen Partei wird sich noch wochenlang im Stillen fortsetzen.

(Fortsetzung auf der 2. Seite.)

Gemeindewahlsieg in England.

Ein Beispiel für Preußen.

London, 2. November. (Eigenbericht.)

Die Neuwahl eines Drittels der Stadtparlamente, die am Freitag in 300 Städten Englands, Schottlands und Wales stattfand, ist auf der ganzen Linie für die Arbeiterpartei siegreich verlaufen. Insbesondere in den Ortschaften außerhalb der Londoner Stadtgrenze, sowie in den industriellen Gebieten von Nord- und Mittelengland hat die Arbeiterpartei auf Kosten der Konservativen glänzende Erfolge erzielt.

In Londoner Stadtbezirk selbst, wo die Rinkspalmahlen alle drei Jahre stattfinden, fanden in diesem Jahre keine Wahlen statt. Die Gesamtzahl der im Felde stehenden Kandidaten betrug 2081, von denen 906 Sozialisten, 662 Konservative und 510 als unabhängig bürgerliche bzw. kommunistische Kandidaten aufgestellt waren. In Walthamstow, einem Vorort Londons, wo wegen einer Umgruppierung der ganze Stadtrat zur Wahl stand, gelang es keinem der 2 konservativen und 9 liberalen Kandidaten, Sitze zu erobern. Lediglich 6 unabhängig bürgerliche Kandidaten wurden gewählt gegenüber 30 siegreichen sozialistischen Kandidaten. Das ganze Ausmaß des hier errungenen Sieges wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Zusammensetzung in diesem Stadtbezirk bisher 15 Konservative, 17 Sozialisten und 1 Liberaler betragen hatte.

Die Labour Party hat in Liverpool 5, in Coventry 5, in Salford 7 Sitze erobert.

In Plymouth, wo die Gegner der Arbeiterpartei kürzlich den vergeblichen Versuch gemacht hatten, den dortigen sozialistischen Abgeordneten Moses wegen angeblicher Wahlkorruption zu stürzen, gewann die Arbeiterpartei nicht weniger als 5 Sitze von den Konservativen. In Eastham, einem anderen Vorort von London, erzielte die Labour Party zum ersten Male eine Mehrheit im Stadtrat; außerdem hat als Ergebnis der gestrigen Wahl die Arbeiterpartei in Leyton und Bradford eine Mehrheit im Stadtparlament erzielt. In Sunderland und Doldford sind die konservativen Bürgermeister von Arbeiterkandidaten geschlagen worden. Nach den schon vorliegenden Zählungsergebnissen, die noch keineswegs vollständig sind, hat

die Labour Party 148 Sitze gewonnen und 12 bisherige Sitze verloren.

Die Konservativen haben 15 gewonnen und 64 verloren, die Liberalen 16 gewonnen und 40 verloren, 16 unabhängige Kandidaten haben neue Sitze gewonnen und 23 ihrer bisherigen er-

gebüht. Ueber dies wurden 117 sozialistische, 81 konservative, 37 liberale und 35 unabhängige Kandidaten wiedergewählt, ohne daß von den übrigen Parteien Gegenkandidaten aufgestellt worden waren. Die Rekordzahl an sozialistischen Kandidaten, deren Wiederwahl von Anfang an feststand, stellt ebenfalls ein charakteristisches Merkmal der gestrigen Wahlen dar.

Tardieu und die Radikalen.

Er will sechs von ihnen zum Minister machen.

Paris, 2. November. (Eigenbericht.)

Tardieu will die Politik der harter Konferenz und der Vereinigten Staaten von Europa fortsetzen, will die Steuern ermäßigen, die Sozialreform durchführen, die Militärdoktrinen herabsetzen, die Einheitschule ins Leben rufen und will schließlich sogar eine politische Amnestie erlassen. Diese Amnestie soll aber nicht generell gewährt werden, sondern auf spezielle, genau aufzuzählende Fälle beschränkt bleiben.

Anfichts dieser entgegenkommenden Haltung Tardieus macht sich trotz der Beschlüsse des Parteitages von Reims in der radikalen Parlamentsfraktion ein starkes Schwanken bemerkbar. Die radikale Presse äußert sich lebenswürdig gegenüber der bisher als Feind verschrieenen republikanischen Konzentration. Die „Gazette Nouvelle“ beschuldigt Herrn Tardieu, daß seine Absichten rein und seine Politik vortrefflich seien. Er, ein Innenpolitiker, habe von allererster Klasse mit dem Beschluß,

auf die Mitarbeit der Gruppe Marin zu verzichten,

der Rechtspolitik in Frankreich das Lebenslicht ausgeblasen. Selbst die „Republique“ Daloliers erklärt, es gebe nach den Misserfolgen der augenblicklichen Krise nur ein Rezept, um in der Kammer eine Mehrheit zu finden: man nehme die Radikalen an und gehe so weit nach rechts, bis man ziffermäßig genügend Abgeordnete um sich geschart habe. So müsse man bis zu Maginot einschließlich gehen. Tardieu hat der Radikalen Partei inzwischen mitgeteilt, daß er von sich aus

sechs radikale Minister in sein Kabinett aufzunehmen wünsche.

Im übrigen hat sich Tardieu mit dem von Clémenceau entwickelten Regierungsprogramm einverstanden erklärt. Wie die heutige Morgenpresse erklärt, soll er sogar bereit sein, den Radikalen das Innenministerium, das er selbst bisher verwaltete, zur Verfügung zu stellen, und zwar den Senatoren Durand oder Chaumemps, während er selbst ins Kriegsministerium hinüber zu wechseln gedenkt. Aus der bisherigen Mannschaft Briands würde er als Finanzminister Cherron, als Arbeitsminister Loucheur, als Minister für öffentliche Arbeiten Forgeot, als Ackerbauminister Hennequin, als Luftfahrtminister Laurent Eynac und als Kolonialminister Maginot beibehalten.

Diskontermäßigung in Berlin.

Um ein halbes Prozent.

Die Reichsbank hat den Wechseldiskont um 1/2 Prozent von 7 1/2 auf 7 Prozent und den Lombardzinsfuß von 8 1/2 auf 8 Prozent ermäßigt.

Direktor Sauerbrey festgenommen.

Nach Prag geflüchtet und dort erkannt.

Prag, 2. November.

Der nach dem Zusammenbruch der Frankfurter Allgemeine Versicherungs-A.G. geflüchtete Direktor der Südwestdeutschen Bank, Sauerbrey, ist gestern nacht hier verhaftet worden. Ein aus Frankfurt entsandter Kriminalkommissar hatte festgestellt, daß sich Sauerbrey unter dem Namen Siegfried Seeger bei einem Prager Bekannten versteckt hielt und veranlaßte die Verhaftung durch die Prager Behörden. Sauerbrey wird u. a. beschuldigt, den Betrag von 680 000 Mark unterschlagen zu haben.

Gymnasium.



„Durchs Natur rabe ich sowieso. Da spude ich vorher mal auf Schwarzrotgold, dann hält mein Oller den Durchfall für politisches Märtyrertum.“

Die zehn Prozent.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Es war die erste Niederlage Hugenbergs, daß er beim Volksbegehren fast drei Millionen Rechtswähler nicht in die Eintragungstafeln bringen konnte. Seine zweite Niederlage war die Zertrümmerung seiner Partei bei den Wahlen in Baden. Die dritte wird am 17. November bei den Gemeindevahlen kommen — und im Hintergrund steht die riesengroße vierte: die Pleite der Volksabstimmung.

Einstweilen freilich wäre die Führerschaft Hugenbergs für ein paar Wochen noch gerettet. Legte Galgenfrist eines politischen Bankrotteurs!

Endergebnisse.

Königsberg, 2. November.

Das vorläufige amtliche Ergebnis im Wahlkreis I (Ostpreußen) für das Volksbegehren beträgt 330 738 von 1 339 120 Stimmberechtigten, d. h. 24,5 Proz.

Karlsruhe, 2. November.

Nach vorläufiger amtlicher Feststellung haben sich im Lande Baden von 1 477 261 Stimmberechtigten 32 325 Personen in die Listen für das Volksbegehren eingetragen, das sind 2,1 bis 2,2 Proz.

Kassel, 2. November.

Das vorläufige amtliche Ergebnis der Eintragungen zum Volksbegehren im Wahlkreis Hessen-Kassel lautet auf 89 724 Eintragungen bei 1 644 365 Stimmberechtigten. Das sind 4,56 Proz.

1742 neue Mitglieder.

Werbereisultat in Hannover.

Hannover, 2. November. (Eigenbericht.)

Das Parteisekretariat Hannover teilt mit, daß als vorläufiges Ergebnis der sozialdemokratischen Werbewoche in der Stadt Hannover 1742 neue Mitglieder zu verzeichnen sind.

Beschimpfung der Arbeiterschaft.

Kommunisten verbinden sich mit böckischem Straßenvögel.

Die widerlichen Szenen, mit denen der Oberbürgermeister Böck bei seiner Rückkehr nach Berlin empfangen worden ist, haben den vollen Beifall der Rechtspresse gefunden. Aber auch ein sogenanntes „Arbeiterblatt“, die „Rote Fahne“, ist begeistert darüber, daß Böck mit Schimpfwörtern, mit Rabau und mit körperlichen Bedrohungen begrüßt wurde. In seiner heutigen Ausgabe schreibt das Blatt darüber: „Mit gellenden Pfiffen und Hurrufen ist Böck von der Arbeiterschaft (!) empfangen worden. Ein schwerbewaffnetes Heberallkommando mußte das Haupt der Stadt Berlin vor der berechtigten Empörung der Arbeiterschaft (!) schützen.“

Es ist ein alter Rechtsgrundsatz, der selbst bei unzufriedensten Bäckern gilt, daß kein Angeklagter bestraft werden darf, solange ihm nicht seine Schuld nachgewiesen worden ist. Nach diesem Grundsatz handelt auch im Falle Böck jeder anständige Mensch: Nationalsozialisten und Kommunisten handeln nicht so. Noch mehr: die „Rote Fahne“ behauptet, daß die Arbeiterschaft habe Böck mit Hohn und Schimpfen empfangen.

Wir stellen fest, wer diese „Arbeiterschaft“ war. Am Bahnhof Zoologischer Garten hätte sich sogenannter besserer Vögel eingefunden. Es waren zumest Leute, die von der hakenkreuzerischen Presse dahinbeordert worden waren. Ihre Gesinnung offenbarte sich in dem Rufe: „Deutschland erwache!“ Arbeiter befanden sich nicht in diesem Hause! Hatten sie sich nun etwa vor der Dienstwohnung des Oberbürgermeisters in Charlottenburg eingefunden? Nein, hier bestaht die Masse vorwiegend aus Mitgliedern der nationalsozialistischen Studentenorganisationen von der in der Nähe liegenden Technischen Hochschule.

Ein hakenkreuzerischer Student hatte sich einen großen Pelz angezogen, mit dem er die Leibnizstraße unter dem Halle des Vöbels auf- und abzog, bis die Polizei dem Treiben ein Ende machte.

Es ist also eine Beschimpfung der Arbeiterschaft, wenn die „Rote Fahne“ sie mit diesem nationalsozialistischen Vöbel gleichstellt. Vielleicht ist das Bündnis zwischen Hakenkreuz und Sowjetkern schon wieder so weit gediehen, daß die „Rote Fahne“ den Nationalsozialisten zurufen darf: „Deine Sache ist auch meine Sache!“ Dann aber sollte das Blatt die Arbeiterschaft dabei aus dem Spiele lassen!

Das Disziplinarverfahren gegen Böck.

Beurlaubung voraussichtlich noch heute.

Der Oberpräsident Dr. Maier hat heute morgen das Schreiben des Oberbürgermeisters Böck erhalten, in dem der Wunsch nach einem Disziplinarverfahren ausgesprochen wird. Der Oberpräsident wird im Laufe des heutigen Tages noch mit Bürgermeister Schöly und dem Stadtkämmerer über die durch den Brief des Oberbürgermeisters geschaffene Lage Rücksprache nehmen, da auch in der Stadtverwaltung eine Umordnung der Geschäftsverteilung notwendig sein wird, falls das Untersuchungsverfahren sich längere Zeit hinziehen sollte. Man ist wohl im Oberpräsidium grundsätzlich geneigt, dem Wunsch des Oberbürgermeisters zu entsprechen. Voraussichtlich wird schon heute der Oberpräsident mitteilen, daß er der Beurlaubung des Oberbürgermeisters Böck bis auf weiteres zustimmt.

Im Oberpräsidium haben auch heute Besprechungen über den Stand der bisherigen Disziplinarverfahren gegen die städtischen Beamten stattgefunden. Dabei hat sich herausgestellt, daß der Untersuchungskommissionar, Oberregierungsrat Dr. Tapoltski, der die ganze Materie am besten kennt, dadurch eine gewisse Entlastung erfahren hat, daß die Disziplinarverfahren gegen die drei Stadtbankdirektoren Hoffmann, Schmitt und Schröder wegen der Gründung der Voruntersuchung ruhen müssen. Auch die Disziplinarverfahren gegen die beiden unbesoldeten Stadträte Gabel und Busch werden zur Einstellung kommen müssen, und zwar aus dem Grunde, weil diese beiden nicht wieder aufgestellt worden sind und mit Ablauf der gegenwärtigen Wahlperiode automatisch aus dem Amt scheiden, so daß also nach Rekonstitution des Stadtparlaments gegen sie nicht mehr im Disziplinarwege eingeschritten werden kann. Die Disziplinarbehörde könnte nämlich gegen sie als Höchststrafe nur unter Umständen auf Dienstentlassung erkennen, die sowieso eintritt. Eine Geldstrafe ist ebenfalls nicht möglich, da die beiden als unbesoldete Stadträte nicht pensionsberechtigt sind.

Ausperrung in Stockerau.

Wegen der Abwehr der Hahnenschwänzer.

Wien, 2. November.

Der um die Frage der Einstellung von Heimwehrlenten entstandene Konflikt mit der Belegschaft hat die Maschinenfabrik Heide in Stockerau veranlaßt, im Sinne der gestern im Wiener Industriellenverband abgegebenen Erklärung die Ausperrung der gesamten Arbeiterschaft und somit die Stilllegung des Betriebes zu verfügen.

Der Konflikt.

Die Vorgeschichte des Konflikts ist, wie die Wiener „Arbeiterzeitung“ mitteilt, folgende: Bei der Firma Heide galt seit langer Zeit die Übung, daß Arbeiterentlassungen und Arbeiteraufnahmen nur im Einvernehmen mit dem Betriebsrat

durchgeführt werden dürfen. Seit Wochen werden wegen Arbeitsmangels Arbeiter aus dem Betrieb entlassen; die Firma hatte sich immer mit dem Betriebsrat über den Abbau ins Einvernehmen geeinigt. Und nun ganz plötzlich und gerade an dem Tag, da bekannt wurde, daß der Industriellenverband die weitere Finanzierung der Heimwehren beschlossen hat, erschienen im Betrieb zwei Heimwehrlente, die ohne Befragung des Betriebsrates, neu aufgenommen worden waren. Die Betriebsräte gaben sofort ihrem Besremden über den krassen Bruch alter Vereinbarungen Ausdruck, die Direktion aber bestand darauf, daß die beiden Heimwehrlente die Arbeit aufnehmen. Als nun die Betriebsräte das Ergebnis ihrer Verhandlungen mit der Direktion der Arbeiterschaft mitteilten, bemängelte sich dieser große Aufregung. In der Frühstückspause kam es zu einer erregten Versammlung im Betrieb, in deren Verlauf die beiden Heimwehrlente den Betrieb verließen. Niemand legte Hand an sie, vollkommen unbehelligt kamen sie aus dem Betrieb heraus. Sie nahmen auch gleich einen seit langem bei der Firma beschäftigten Heimwehrlenten mit. Damit war der Konflikt für die Arbeiterschaft erledigt, sie setzte die Arbeit nach der Frühstückspause ruhig fort. Direktor Lehnart hatte mit den Betriebsräten inzwischen die Vereinbarung getroffen, den Konflikt in Verhandlungen von Organisation zu Organisation auszugetragen.

Die drei Heimwehrlente waren vom Betrieb weg zum Kommandanten der Stockerauer Heimwehr, Hainisch, gegangen. Dieser verständigte sich mit der Landesleitung der Heimwehren und dann rief er zwischen 1/2 und 1/9 Uhr vormittags den Genossen Nationalrat Köchy an, dem er

in frechstem Ton mitteilte, daß, wenn die drei Heimwehrlente nicht sofort eingelassen würden, die Heimwehr des ganzen Bezirkes in Stockerau einmarschieren werde.

um „Ordnung“ zu machen. Er habe im Auftrag der Landesleitung die Heimwehr des Bezirkes bereits alarmiert und einige Heim-

wehrtropagnien seien bereits im Anmarsch. Genosse Köchy gab ihm die einzig richtige Antwort: unter Drohungen wird nicht verhandelt — und löstete das Gespräch ab. Tatsächlich waren die Heimwehren des Bezirkes unter dem Kommando von Ranharth bis an die böhmische Grenze mobilisiert. Zwischen elf und zwölf Uhr rückten sie in Stockerau ein, bewaffnet mit Spaten und Stahlhelmen; um 1/2 Uhr kam ein Postauto mit Heimwehrlenten aus Reg. Im Gasthaus Deller nahmen sie Quartier und vertrieben sich nun die Zeit mit Exerzieren und Kommandieren. Am Nachmittag, als der Aufmarsch also scheinbar beendet war, wurde beim Rapport ein „ausgerückter Stand“ — von einhundertvierundfünfzig Mann gemeldet. Um dieselbe Zeit waren schon doppelt soviel Gen. darmen aus der Umgebung zusammengezogen worden, die in der Krillerkaserne bivallierten. Das in Stockerau garnisonierte Militär hatte Bereitschaftsdienst.

Die Vorgänge hatten sich natürlich rasch herumgesprochen, aller Betriebe in und um Stockerau bemängelte sich große Unruhe. Auf Anfragen im Arbeiterheim wurde den Belegschaften mitgeteilt, daß kein Grund zur Beunruhigung vorhanden sei; es wurde lediglich die Befehlsausgabe, nach Betriebsabschluss ins Arbeiterheim zu kommen. Da einige Betriebe schon mittags schließen, strömten schon in den Mittagestunden die Arbeiter im Arbeitskleid im Arbeiterheim zusammen. Darauf forderten die Redner

Strengste Disziplin

und wiesen darauf hin, daß alle ausgerückten Heimwehrlente zusammen gegen die Rolle der Stockerauer Arbeiter nur eine Hand voll seien, die es nicht wert sei, daß ihretwegen auch nur ein Arbeiter zu ein paar Stunden Arrest verurteilt werde. Es muß aber auch vermieden werden, die Kräfte, jetzt vor dem großen Entscheidungskampf, zu perzetteln. Der Streikfall bei der Firma Heide sei eine gewerkschaftliche Angelegenheit, die auf gewerkschaftlichem Wege bereinigt werden müsse. Die Heimwehren, die ohne jeden Grund ihr ganzes Heer mobilisiert haben, haben es offensichtlich auf eine Provokation angelegt, aber die Arbeiterschaft wird sich nicht von ihnen vorschreiben lassen, wann sie den Kampf aufnimmt. Sollten die Heimwehren die Herausforderung weitertreiben und vielleicht, wie sie angekündigt haben, versuchen „Ordnung“ zu machen, dann werden sie eine Antwort bekommen, die sie sich merken werden. Diese Ausführungen wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen. Der Verammlung wurde dann mitgeteilt, daß mit dem Bezirkshauptmann der Abzug der auswärtigen Heimwehrtropagnen, dann der heimheimischen vereinhart worden war. Der Abmarsch der Hahnenschwänzer begann unter starker Gendarmenbedeckung bei einbrechender Dunkelheit und strömendem Regen vollkommen unbeachtet von der Bevölkerung um 1/2 Uhr nachmittags. Um 6 Uhr war der ganze Spieß zu Ende.

Neues Fememordverfahren.

Die Voruntersuchung gegen Fahlbusch und Schulz.

Der Untersuchungsrichter beim Landgericht III hat die Voruntersuchung, die gegen den früheren Feldwebel Fahlbusch wegen Ermordung der Brauer, Legner und Wilms und gegen den früheren Oberleutnant Schulz wegen Anstiftung zur Ermordung des Brauer geführt wurde, gestern geschlossen. Die Akten sind der Staatsanwaltschaft III zur Stellung ihrer Anträge zugestellt.

Verfaulte Kommunisten.

Die Weltrevolution in Oesterreich.

In Oesterreich werden die Kommunisten demnächst Weltrevolution machen. Sie werden die Arbeiter in den Straßenkämpfen führen und die Diktatur des Proletariats errichten. Sowjet-Oesterreich, so kann man der kommunistischen Presse entnehmen, ist so gut wie fertig. „Herolische Kühnheit, eiserne Entschlossenheit, hohelweisliche Klarheit sind die einzigen Garantien für den Sieg.“

Bei den letzten Wahlen in Oesterreich wurden 3 572 889 Stimmen abgegeben. Davon erhielt die Sozialdemokratie 1 513 313. Die KPDe. brachte es auf 7632 (siebentausendsechshundertunddreißig) Stimmen. Ist das zu wenig? Nein, es ist zuviel! Wenn die KPDe. Weltrevolution machen will, muß sie nach eifriger Tauschschmeißen. Also verkündet die Bertiner „Rote Fahne“:

Unsere österröichische Bruderpartei steht vor einer weltgeschichtlichen Aufgabe, die sie nur durchführen kann, wenn sie alle angekränkelten und verjaulenden Elementen, alle schwankenden Gestalten und spießigen Schwämer aus ihren Reihen entschlossen und erbarmungslos über Bord wirft.

Was, der erste Akt der weltgeschichtlichen Aufgabe ist der Rausschmeiß, zweiter die Weltrevolution. Bisher ist man immer im ersten stecken geblieben, und so wird es diesmal wohl auch wieder sein.

Die paar Raufjungen, die nach der „Reinigung“ der KPDe. übrig bleiben, werden kaum ausreichen, den Heimwehren jene Liebesdienste zu leisten, die sie sich vorgenommen haben.

Straßenbahn fährt Streckenarbeiter tot.

Tödlicher Motorradunfall in Spandau.

Heute vormittag ereignete sich in der Grünstraße ein tödlicher Unfall, der in seinen Einzelheiten noch ungeklärt ist.

Vor dem Hause Grünstraße 20 werden zurzeit an den Straßenbahngleisen Gleisarbeiten vorgenommen. Kurz nach 9 Uhr näherte sich der Arbeitsstelle, an der eine größere Kolonne von Straßenarbeitern tätig war, ein Straßenbahnwagen der Linie 20. Der 53jährige Arbeiter Gustav Pohl aus der Sägerstraße 73 in Reukölln wurde aus noch ungeklärter Ursache vom Triebwagen erfasst und schwer verletzt. Mit einem doppelten Schädelbruch wurde der Verunglückte durch Arbeitskollegen sofort ins Urban-Krankenhaus gebracht, wo er kurze Zeit nach seiner Einlieferung starb. Eine polizeiliche Untersuchung ist inzwischen eingeleitet worden. Die Leiche des tödlich Verunglückten wurde beschlagnahmt.

In der Neudorfer Straße in Spandau wurde in der vergangenen Nacht der 60jährige Privatlehrer Hermann Rohmann aus der Achenbachstraße 19 in Spandau beim Ueberschreiten des Fußgängerweges von einem in rasender Fahrt einherkommenden Motorradfahrer überfahren. Rohmann wurde mit schweren Verletzungen ins Städtische Krankenhaus Spandau übergeführt. Heute vormittag ist er dort seinen Verletzungen erlegen.

Mit acht Mann gesunken.

Das Schicksal des vermissten Frachtdampfers „Stolpmünde“

Wie aus Kolberg gemeldet wird, wurden an dem Küstenabschnitt Rügenwaldermünde—Finkenhefen zwei Stahlfasschen angepöft, die zur Ladung des seit einigen Tagen vermissten Stolpmünde behemateten Frachtdampfers „Stolpmünde“ gehörten. Man muß daher damit rechnen, daß das Schiff mit seiner achtköpfigen Besatzung in unmittelbarer Nähe dieser Küste untergegangen ist.

Der Wind spielt mit Fünzigmarkscheinen.

1500 Mark liegen auf der Straße.

Einen seltsamen Fund machte man am Freitag mittag am Papierweg in Lichtenberg. Einige Passanten hatten dort Papierfchnigel liegen sehen, sich aber nicht weiter darum gekümmert. Andere, die aufmerksam hinschauten, nahmen einige Schnigel auf und entdeckten nun, daß es Stücke von Fünzigmarkscheinen waren. Sie benachrichtigten das 251. Polizeirevier und Kriminalbeamte sammelten alle Stücke auf. Manche der Scheine waren nur einmal, andere zwei- und dreimal durchgerissen, wieder andere gänzlich zerfetzt. Die erste Annahme, daß ein Fahrgast die Scheine in einem Ringbahnzug zerfassen und aus dem Fenster geworfen habe, ist nicht stichhaltig, denn die Bahnstrecke liegt zu weit ab und die Windrichtung stimmte auch nicht. Die aufgesammelten Fegen lassen sich zu etwa 30 Fünzigmarkscheinen zusammenlegen. Es gibt also in Berlin jemand, der 1500 Mark auf die Straße werfen kann.

Pflastersteinangriff auf eine „Vorwärts“-Filiale.

Kommunisten und Hakenkreuzler, die sich im Kampf gegen die gewollt aufsteigende Sozialdemokratie den Rang ablaufen, können wieder einen ihrer bekannnten „Erfolge“ buchen. In der Nacht zum Sonnabend warteten sie einen günstigen Augenblick ab, um das Schaufenster der „Vorwärts“-Filiale Prinzenstraße 63 mit einem vier Pfund schweren Feldstein, den sie extra dazu mitgebracht hatten, zu zertrümmern. Eine Anzahl junger Burschen mit Budjacks und Wädelgamaschen vollbrachten das „Heldentat“ und konnten danach trotz Verfolgung entweichen. Abzeichen trugen diese „Helden“ nicht. Der Stein, der im Schaufenster zur Schande der Terroristen ausgelegt ist, gibt fast allen Arbeitern, die dort vorbeikommen, Gelegenheit, mit Entrüstung diese „Eisige Waffe“ der Rechts- und Linksohlschewisten zu betrachten.

In der gleichen Nacht gegen Morgen wurden in der Schmidtstraße auch auf eine „Vorwärts“-Austretterin ein Ueberfall verübt. Nur durch die Hissrufe der Botenfrau ließ der Angreifer sein Opfer los und entkam, ehe Polizei zur Stelle war.

Politisches Vandalentum.

Die Neuköllner Parteiorganisation der Sozialdemokratie hat am Rathaus Neukölln und den Ringbahnhöfen große Türme aufgebaut, die als Werbemittel dienen und die Neuköllner Wählererschaft auffordern, sozialdemokratisch zu wählen. Einige dieser roten Türme haben Inschriften auf Glasplatten, die abends erleuchtet werden. In der vergangenen Nacht haben politische Gegner, offenbar Hakenkreuzler oder Kommunisten, bei zwei Säulen die Glasplatten zertrümmert. Die sozialdemokratische Arbeiterschaft wird ihre Wählertürme zu schützen wissen und gegen jeden energisch vorgehen, der sie beschädigen will.

Ist der Schuhmacher schuldig?

Die Zeugen in der Wiederaufnahmeverhandlung Langanke.

Die Wiederaufnahmebehandlung gegen den Schuhmacher Langanke, über deren Beginn wir bereits berichtet haben, entwickelt sich je weiter, je mehr zu einem ausgeprochenen Mitleidprojek. Es ist das Mitleid des Schlesischen Bahnhofs, der Prozeß atmet die Luft der Mitleidigen mit den engen Höfen.

Hat der Schuhmacher die Tat, die ihm zur Last gelegt und die er so hartnäckig leugnet, begangen? Zututragen wäre sie ihm schon, diesem öfmal vorbestraften Mann; er ist Alkoholiker und hat seine Frau mißhandelt. Oft vertrieb er sich mit einer fremden Frau, mit der ein Verhältnis unterhielt, in seiner Wohnung die Zeit. Die 12jährige Tochter mußte von dem Treiben ihres Vaters. Sie verabschiedete ihren Vater wegen der Mißhandlungen, die er ihrer Mutter widerfahren ließ. Das frühesten Mädchen, das im Grunde genommen vielleicht nicht schlechter und nicht besser war als manche ihrer Schulfreundinnen um den Schlesischen Bahnhof herum, mag vielleicht Begierden gekannt haben, die ihrem Alter nicht entsprachen. Als das Unglück geschehen war, hielt sie eine natürliche Scheu zurück, sich ihrer Mutter anzuvertrauen. Diese, die mit der Tochter in einem Bett schlief, will bis zum letzten Augenblick nichts gemerkt haben. Als das Mädchen kurz vor der Entbindung stand, weigerte es sich anfangs, den Vater des Kindes zu nennen. Dann aber behauptete sie, daß ihr eigener Vater sie mißbraucht habe. Es steht nun durch die Gerichtsverhandlung fest, daß die Mutter ihre Tochter hinausgeworfen hätte, wenn ein fremder Mann sich als der Vater des neugeborenen Kindes herausgestellt hätte. In dieser Furcht liegt die Gefahr der falschen Aussage eines mißbrauchten Kindes. Die Mutter, im übrigen vielleicht eine brave Frau, scheint es auch nicht gerade besonders ernst mit der Wahrheit zu nehmen. Sie verwickelt sich in Widersprüche, die zugunsten des Angeklagten ausgelegt werden müssen. Noch weniger Vertrauen erweckend ist die Aussage einer der Hauptbelastungszeuginnen gegen die kleine L. Ist das Mädchen glaubwürdig oder nicht? Sehr viel übler Hausstrich kommt in diesem Prozeß zutage. Eine Zeugin beschuldigt z. B. Frau L., sie habe ihr Kind auf die Straße geschleudert und ihr erlaubt, solange fortzubleiben, wie sie wollte. Eine andere Zeugin straft aber die erste Lügen, indem sie im Gegenteil davon zu erzählen weiß, daß Frau L. ihre Tochter sowohl wegen des späten Nachhausekommens als auch wegen des Herumtreibens auf der Treppe zur Rede gestellt habe.

Die Verhandlung ergibt viel Ungünstiges für die Glaubwürdigkeit der Erika. Besonders dramatisch verläuft ihre Gegenüberstellung mit einer Freundin. Nun kann nicht mehr daran gezweifelt werden, daß Erika auch vor dem angeblichen Vorfall mit dem Vater sehr viel mit Jungens verkehrte. Sie behauptet aber nach wie vor, daß sie Geschlechtsverkehr mit Männern nur nach der Entbindung gehabt hat. Eine Freundin bekundet auch, daß Erika zur ihr geflohen habe: „Das mit dem Vater stimmt so gar nicht, ich habe es nur so gesagt.“ Erika verwickelt sich auch während der Verhandlung in Widersprüche; sie wird sogar direkt beim Lügen ertappt. Sie gibt heute zu, was sie gestern bestritten hat; so behauptete sie gestern, daß sie mit einem gewissen jungen Menschen nichts zu tun gehabt habe, heute erklärt sie aber, daß sie sich mit ihm doch abgeben hat. Sie habe es bestritten aus Scham vor der Mutter. Die Glaubwürdigkeit dieser einzelnen Tatzeugen ist also bereits im Augenblick aufs schwerste erschüttert.

Die Wartenden vor der Beamtenbank.

Die Schalter bleiben geschlossen.

Die Kassen der Bank für Deutsche Beamte wurden auch am Sonnabend vormittag geschlossen gehalten. Es hatten sich wieder zahlreiche Bankkunden eingefunden, die aber vergebens Einlaß begehrten.

Wie wir bereits mitteilten, sind Verhandlungen für eine Sanierung des Unternehmens im Gange. Heute, im Laufe des Nachmittags sollen diese Sanierungsverhandlungen zum Abschluß gelangen, von deren Ergebnis es abhängen wird, ob die Kassen der Bank für Deutsche Beamte zu Anfang der nächsten Woche ihre Schalter wieder öffnen wird. Man hofft zunächst sofort Mittel heranzuschaffen zu können, um die Beamtengehälter wenigstens in Höhe von 50 Proz. zur Auszahlung bringen zu können. Weiter will man dann auch versuchen, den übrigen Verpflichtungen nachzukommen. Hoffentlich sind das nicht nur leere Versprechungen.

Erfreulicherweise haben sich einige Behörden bereits dazu entschlossen, den betroffenen Beamten Gehaltsvorschuße zu zahlen, so daß die Familien für die nächsten Tage vor dem Schlimmsten bewahrt sind.

Von der Direktion der Bank für Deutsche Beamte wird auf Anfrage nach folgendem mitgeteilt: Die Kassen bleiben heute, Sonnabend, geschlossen. Ihre Wiedereröffnung in der kommenden Woche wird von dem Ausgang der Verhandlungen abhängen. Außerdem ist eine Veröffentlichung für die Bankkunden in Vorbereitung, in der eingehend über die geführten Verhandlungen und deren Ergebnis berichtet wird.

Rarrenhände in Charlottenburg.

Ohnmächtige Wut der Reaktionen gegen Sozialisten.

Unsere Parteigenossen in Charlottenburg haben aus Anlaß der bevorstehenden Stadtverordnetenwahl auf dem Grundstück Kapitstraße 127 in Charlottenburg einen hohen Bretterzaun gemietet und ihn mit der Aufforderung, am 17. November sozialdemokratisch zu wählen, beschriftet. Anschließend fiel unseren Gegner diese wirksame Wahlreaktion auf die Nerven, denn in der Nacht zum Sonnabend wurde der Zaun von oben bis unten mit schwarzer Farbe bespritzt. Die Wirkung, die sich die Täter davon versprechen, wird allerdings kaum eintreten, denn aus den Debatten derer, die am Zaun vorübergehen, stehen bleiben und sich über die gemeine Schmiererei amüßeln, kann man entnehmen, daß die Mehrzahl des Publikums mit solchen Kampfesmethoden durchaus nicht einverstanden ist. Im übrigen sei daran erinnert, daß die Kommunisten vor einiger Zeit das herrliche Gebäude der Volksbühne in der schamlosesten Weise besudelt hatten. Noch weiter zurück liegen jedoch die abstoßenden Schmutzereien, mit denen die Halontreuzer die schönen hellen Wohnhäuser der Gehag am Bahnhof Weihensee verhäßlichten. Die Polizei wird also wohl wissen, in welchen Kreisen sie die Charlottenburger Schmutzpläne zu suchen hat.

Wetter für Berlin: kühl trocken und zeitweise heiter, meist schwache Südwestwind. — Für Deutschland: Im äußersten Süden und Südosten sehr langsame Besserung, sonst überall trocken und zeitweise heiter, meist nachts Frost.

Bühne und Film.

Staatliches Schillertheater.

„Des Kaisers Soldaten.“

Die Handlung spielt am Ende des vorigen Jahrhunderts im kleinen Dorfe Weiler. Die männliche Dorfsjugend, die Handgeld genommen hat, soll eingezogen werden. Auch die Söhne der Knechtsparen und Eisenbraun, zweier Bauernfamilien, sollen zu den Soldaten. Grundverschieden sind die zwei. Fritz Eisenbraun ein Draufgänger, überquellend vor Lebenskraft, Fühler der Bauernburche. Ein Kaufmann. So stellt er sich vor. Später wird er ein ganz anderer, weil ihn der Messerstecher Jubilich aus Winterbach zum Krüppel gestoßen hat. Gottlob Knechtsparen, der andere, ist ein seltsamer Kerl. Eine lange Baite, aber ohne Mark in den Knochen. Die Juchzute der Eltern schwingt über ihm, und er duckt sich immer wieder. Außerdem leidet er an Wasserscheu. Die Knechtsparen sind die Bestgehabten des Dorfes. Die Eltern wollen den Knecht sparen, daher darf Lobe nicht zu den Soldaten. Ein Mittel wird gesucht, um ihn freizukriegen. Er soll sich den Daumen abhacken, der Vater reicht ihm die Kr. Er ist Fieselscheibe des Spottes im Dorf. Aber er hackt nicht zu, er zögert mit den anderen, wenn ihn nicht etwas im Dorfe hielt. Ein Rädel natürlich, Köstle, das Rädel Fritz Eisenbrauns. Die Gestalt dieses Mädchens nun ist ein Räsel. Man glaubt jenseits, daß sie Fritz liebt. Dann liebt sie plötzlich Gottlob und dann wieder Fritz. Kein Teufel kennt sich aus. Eine bäuerliche Lebendame. Sie sagt Lobe, er müsse im Dorf zurückbleiben — ihrem wegen! Unbeding! — weil sie sich ihm hingeben müsse, wenn möglich, gleich. Dann meint sie, es sei eine Schande, den Finger abzuhacken, pui! Schließlich hackt er sich zufällig den Finger ab, weil! Er könnte also daheim bleiben. Kauserei zwischen Winterbachern und Weilern. Fritz Eisenbraun erhält den oben erwähnten Messerstich, kann nicht mehr mit den anderen ziehen. Köstle Biener liebt daraufhin gleich wieder Lobe, so scheint's. Der Herr Major kommt ins Dorf, lobt Eisenbraun. Er sei ein Held, sagt er. Beschuld! Gottlob denziert sich selbst, wegen des Fingers (den er sich gar nicht absichtlich abgehakt hat!), weil er sich schämt und auch zu den Rekruten möchte, wie es sich gehört. Er wird als Held gefeiert, Major und Anwesende sind begeistert, er darf Soldat werden. Soldat! Endlich!

Moral: Hack dir den Finger ab und werde doch Soldat! Wenn das parodistisch gemeint ist (man könnte fowas als Mißdeutung annehmen) dann ist es armselige Arbeit. Aber es wirkt ernst und das ist noch schlimmer.

Es scheint ein Wertmal dieser Saison zu sein, daß gute Regie und gute Darsteller zu schlechtem Theater mißbraucht werden. Die Darsteller gestalten hier, aus dem Nichts Originale. Juviel Originale, das ist nicht gut. Man weiß nicht, wen man ansehen soll. Jeder hatte seine eigene Auffassung von der Rolle — das ist gut! Aber jeder hatte seine eigene Auffassung auch vom Stück — das ist weniger gut! Jürgen Fehling ist es nicht gelungen, die vielen Duffler unter einen Hut zu bringen. Die Aufführung hatte keine Linie, sie zerfiel und deprimierte, obwohl das soldaten- und prominentenfreundliche Publikum applaudierte und nur wenige pfffen.

Der alte Bauer Knechtsparen Walter Wagners war zum Krummhaken schön. Ein verbogener, harschbögiger, philosophierender Geiztrug mit Herz Wunderbar. Maria Rapphöfer als Mutter Knechtsparen hart, kaltblühend, verblissen. Aber hinter all dem Mutterliebe. Hans Lehmann als Lobe Knechtsparen, ein intellektueller Bauernburche, brüllte zu laut um steigerungsfähig zu sein. Bert Harlan als Fritz Eisenbraun, geradlinig, ein handfester Kerl, guimülzig oder brutal nach Bedarf. Ein Bauernburche, fast der einzige. Renate Müllers Köstle Biener ein hysterisches Talmibauernmädchen, hin- und herpendelnd im Herlosen. Vielleicht ist die Rolle auch schuld daran. Meisterhaft Stanachs Jubilich, ein gefährlicher Büffel, roh, aber mit „Ghre“. Die Bühnenbilder Rodus Gilies gewollt naiv, nicht natürlich.

Das Stück ist von Hermann Essig. Der ganze Abend läßt unbefriedigt; alles ist zu kompliziert und gemacht. Es gibt auch gute Bühnenwerke junger Autoren in Deutschland.

Alexander von Sacher-Masoch.

Deutsches Volkstheater.

Alfred H. Unger: „Menschen wie du und ich.“

Alfred H. Unger dramatisiert genau nach der Schablone — wie ein Kind, das spielend über eine schon ausgeschnittene Form pinxelt und nichts anderes tut, als farbige zu kleben. In dem Schauspiel fehlt nichts und es stadt trotzdem gar nichts darinnen.

Da sind: der brave Junge mit dem keuschen Bräutchen. Er erbt und könnte seine frange Mutter und sein gesundes Mädal glücklich machen. Statt dessen wird ein Strich und Einbrecher glücklich, denn der Böse stiehlt das Geld des Guten. Da ist ferner das Portierdöckerlein, schon mit 16 Jahren ein geriffenes Kautchen, sogar schon gelacktesfrank. Wer wird von ihr angestedi? Natürlich nicht der Böse, sondern der Beste, der bestoblene Bräutigam, der ein einziges Mal aus Verzweiflung läuft und so den Verstand verliert. Da ist ferner der Hausdrache, die Portierfrau, die überall herumherzt und herumlästert, mit ihrer Freundin, der Zimmervermieterin und Engelmacherin. Die beiden Weiber geben die Begleitmusik zu allem, was im Hause geschieht. Sie sind ein giftiges und habfüchtiges Zankduett — wie bei den Steilner Sängern. Wer sind in Ungers Schablonevolkstück die anständigsten und die glücklichsten Leute? Die Habenichtse, der Harmonikermusikant mit der Bogobundenstraße und dem goldenen Herzen, der in seiner engen aber sauberen Mansarde den verlassenen Jüngling aufnimmt und ihm die herrliche Moral auseinandersetzt, daß Volles und Enisagen des Schönste auf der Welt sind. Es fehlt auch nicht der gute, menschenfreundliche Mawischlube Wandelstamm, der für alle Himatlosen kämpft, Pöhlisch und Schnorri, eine Kreuzung von Nathan dem Weisen und Sklarek. Es fehlt auch nicht das Luxusweibchen, das ausgehalten wird und eine reine Mädchenblüte lesbisch verführen will und nach dem Mißlingen dieses schwarzen Planes an einen Brokatdär zur Entzujlerung verputzelt.

Es fehlt nichts in dem Volksschauspiel. Es fehlt alles. Es fehlt das Herz des Dramatikers, es fehlt der Kopf. Es ist Courts Mahler und es ist Brudner, der die „Verbrecher“ schrieb, es ist ein Bastard, gezeugt von einer ganzen Aktiengesellschaft illegitimer Väter. Nicht nur die Gedanken sind geborgt, sondern auch die Sentenzen dieser Mischmasch aus Gutmütigkeit und Phästertum und Konjunktur-schmuserel. Auch der primitive Aufbau des Szenischen wurde nachgeahmt. Ungers größtes Talent ist diese grenzenlose Imitation. Er ist Plagiator von Natur, nicht aus Überlegung oder Gemeinheit. Seine Hauptbegabung ist dieses literarische Papageientum.

Der mutige Theaterdirektor sagt sich, daß er einen glänzenden Fund gemacht hat. Als er das dachte, war er eben so naiv wie der

Dramatiker. Rein waren auch die Schiedsrichter, die diesen Ionentid erst einen 10 000-Mark-Preis gaben und nachher nur 5000 M. dazu. Die Schiedsrichter teilten mit, sie wollten das beste Gesellschaftsstück belohnen und sie zogen diese Riete statt des großen Lofes. Die Herren, die so geschick sein wollten, gingen auf einen Bein, der nicht einmal ein frischer, sondern schon ein ausgetrodener war. Wo haben Schiedsrichter und Direktor und Dramaturg und Regisseur und Bühnenbildner und Schauspieler ihr Augen gehabt?

Traugott Müller baut die Bühne, diese nicht bequeme Bühne des alten Theaters am Zoo. Er türmt die Bühnenlöcher in mehrere Etagen übereinander, wie sie im Deutschen Theater bei den „Verbrechern“ zu sehen waren. Auch das ist nachgeahmt, genau wie der Dramatiker plagiierte. Neuartig ist nur das Treppnhaus, das man sieht. Sonst ist auch die ganze Dekoration Schablone. Und Schablone ist auch die Schauspielerlei, obwohl jeder das alte, roschenle Papier aufblafen will. Stahl-Rachbaur, Got-towal, Genshow, Fischer-Köppe, Fräulein van Egg, Annemarie Hoase, Fräulein Boosky geben sich redliche Mühe. Umsonst.

Max Hochstorf.

Karl Kraus und die Volksbühne.

Karl Kraus hat die Direktion des Theaters am Bülowplatz beim Bühnenschiedsgericht verklagt, weil sie sich weigert, weitere Aufführungen seines Stückes „Die Unüberwindlichen“ zu veranstalten.

Wie wir erfahren, ist der Grund der Absehung keineswegs politischer Natur. Auch ist es unrichtig, daß — wie ein Morgenblatt behauptet — die Absehung vom Spielplan im Zusammenhang mit einem Eingreifen des Polizeipräsidenten Welk und des Leiters der Theaterabteilung beim Polizeipräsidenten, Regierungsrats Adriani, stehe. Das Polizeipräsident hat mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun. Die Absehung erfolgte lediglich aus geschäftlichen Gründen. Obgleich die Theaterleitung zur Verstärkung der Propaganda den Reinertrag der zweiten Aufführung den Angestellten für ihren Ferienfonds zugesagt hatte, waren bis Donnerstag früh nicht mehr als 160 Karten verkauft. Außerdem erkrankte der Schauspieler Vorre und der Arzt erklärte es für sehr zweifelhaft, ob er bis Sonntag so weit hergestellt sein werde, daß er spielen könne.

Eine Aufnahme der „Unüberwindlichen“ in den Abendspielplan der Volksbühne konnte aber deshalb nicht stattfinden, weil der Stoff, den das Stück behandelt, dem Berliner Publikum und namentlich dem der Volksbühne allzu fern liegt.

„Drei alte Schachteln.“

Operette im Thalia-Theater.

Das Thalia-Theater hat Kollos Operette aus dem Jahre 1917 „Drei alte Schachteln“ wieder ausgegraben, vielleicht angespart durch die vor nicht langer Zeit erfolgte Rundfunkaufführung dieses ercraulich untriererischen Stückes. Hier auf der Bühne bestand das Werk besser als vor dem Mikrophon. Gewiß, das beste bleibt seine schmaltzige, melodische Musik. Aber diese schaltige Arbeit Kollos reicht für einige Stunden Unterhaltung nicht aus; das Legbuch von Haller ist der übliche Operettendurchschnitt; also muß die Aufführung das Werk tragen. Und das Thalia-Theater hat sich in der charmanten Grete Freund, der prächtig drallen Eise Böttcher — die einige bankfest-billige Regiescherze nicht nötig hätte — und Josephine Klein drei wirklich prächtige „alte Schachteln“ verschrieben. Karl Eizer und Peter Hoensefoers füllten die männlichen Hauptrollen gut aus.

„Andreas Hofer.“

Romy-Palast.

Ein großer Regisseur, der virtuos die Massen beherrscht, kann die Geschichte des Andreas Hofer zu stärksten Wirkungen bringen. „Voll in Rot“ nennt Karl Schönherr den Zustand der Tiroler gegen Napoleon, und auf dem Volk liegt der Hauptakzent. Der einzelne verschwindet, er wird zu einem Exponenten der Masse, die ein monomischer Liebhaber der moribunden Habsburger Monarchie zu einer kämpferischen Einheit zusammenzweigt. Ein genialer Regisseur könnte die Zustände, die Verweisung des letzten Todeskomplex zeigen, oder Hanns Brechtl ist nicht von der Mühe geküßt worden. Er gibt nicht den Schrei den Wpithos dieses Aufstandes, sondern eine mehr oder minder richtige Aufgählung der Tatsachen, er gibt die Führer, er gibt einzelne übersteigerte Typen, es fehlt aber die Suggestion der Masse. Was nützt also die Unterführung der Tiroler Landesregierung, was nützen die Aufnahmen an den historischen Stätten, wenn nichts weiter als ein illustriertes Historienbuch herauskommt?

Dramatisch ungeschickt das Manuskript, das wichtige, bildstarke Szenen nur als Letzteinschaltung bringt. Sühlich in der Art nationaler Frauenvereine die ganze Anlage. Man stirbt etwa, als ob der Tod ein herzhimiges Vergnügen bedeutet. Der Film bleibt eine saubere Arbeit, er schildert eine historische Tragödie für die bürgerliche gute Sache. Wo bleibt das zwingende Suggestive, das auch nicht von den Schauspielern ausgeht?

Der Romy-Palast ist ein neueröffnetes Großkino in der Schöneberger Hauptstraße. Es saßt ungefähr 1300 Personen und ist in wohnend einfachen, architektonischen Linien gehalten.

Ernst Bach gestorben. Am Freitag ist der Direktor des Münchener Volkstheaters und Lustspielmacher Ernst Bach in einer Münchener Klinik nach nur zwoztägiger Krankheit gestorben. Bach, der zusammen mit Arnold alljährlich Schwänke verfasste, die über die gesamten Bühnen des Reiches gingen, stammt aus Eger und ist 83½ Jahre alt geworden. Das neue und letzte Lustspiel von Arnold und Bach „Julia die Bulle“ harri noch der Uraufführung.

Museumsvorträge. Am 3. November, 10 Uhr, sprechen im Alten Museum Dr. Blümel über „Römische Kopien archaischer Meisterwerke“, Direktor Demmler über „Die Reiter vom Oberfeld (Biel, Areburn, Strahburn)“ und im Museum für Völkerkunde II Dr. Cohn über „Die unterirdische Welt der ägyptischen und japanischen Kunst“. — Teilnehmerliste: 50 Personen vor Beginn am Eingang.

Die nächste Premiere der Volksbühne geht die Uraufführung von René Arbes „Rittere Frejus“ in Szene. Wichtigend daran gelangt das Volkstück von Fests und Orsmann „Sturm auf Kpos“ zur Fertigstellung. — Die Musik zu diesem Stück wird nicht von Kurt Weill geschrieben, sondern aus alter Berliner Volksmusik zusammengestellt.

Der Gründer des Zeitschriftenvereins, Professor am kühnlichstlichen Anstalten in Graz, August Rusger, ist im 82. Lebensjahre gestorben. Der Name des Verlegers, der Gründer der „Wörterbuch“ war, ging vor zwei Jahren durch alle Blätter der Welt, die in ihm den eigentlichen Gründer des Zeitschriftenvereins saßen.

Berlin wird grün und grüner!

2000 Hektar Parkanlagen und Freiflächen



Glauben Sie, daß der Luftschiffkanal einmal so aussieht?

Es ist eine nicht fortzuleugnende Erscheinung der Berliner Kommunalwirtschaft, daß aller Fortschritt von den sozialdemokratischen Vertretern der arbeitenden Bevölkerung ausgeht. Einig sind die Vertreter der bürgerlichen Parteien in dem Widerstand, den sie stets der vorwärtstrebenden Arbeit der Sozialdemokratie entgegen setzen. Das zeigte sich in nicht geringem Maße auch bei der Anlage und großzügigen Ausgestaltung der Park- und Grünflächen.

Die rechte Seite des Stadtparlaments stand der von uns mühsam erkämpften Durchsetzung Berlins mit Freiflächen von Anfang an ablehnend und mißtraulich gegenüber. In besonderem Maße ist ihnen auch die neue Bauordnung mit dem Verbot der Hinterhäuser, Quergebäude und Seitenschügel unangenehm. Wenn es nach den Wünschen der Deutschnationalen ginge, hätten wir heute noch die alte hobrechtliche Bauordnung aus dem Jahre 1887. Dann könnten nämlich die Herren Baupetulantien den Bodenwucher fortsetzen und sich auf Kosten des Proletariats auch heute noch die Taschen füllen. Wozu Parkanlagen, Spiel- und Sportplätze? rufen sie. Wozu Uferpromenaden und Kleingärten? Die Arbeiterklasse mag zufrieden sein, wenn sie arbeiten und Kinder erziehen darf. Meister Jille hat anklagend in seinen Bildern festgehalten, wie es jahrzehntelang in den dunklen Arbeitervierteln Berlins ausgesehen hat. In der Vorkriegszeit entstanden allerdings in den reichen westlichen Vororten, Anfang des 20. Jahrhunderts, große, herrliche Parkanlagen, die während der Sommermonate in reichem Blumenschmuck prankten. Dafür aber konnte die Stadt Berlin in den armen nördlichen, östlichen und südlichen Gemeinden kaum einige Straßendäume pflanzen und die notwendigen Armenunterstützungen ausbringen. Damals wuchsen die Kinder des Arbeiters alle nur in engen, düsternen Höfen, Treppenhöfen und Straßen auf.

So lagen die Verhältnisse auch noch, als die Sozialdemokratie 1920 mit ausschlaggebender Bedeutung in das rote Haus zog, mit dem festen Willen, als eine der dringlichsten Aufgaben Park- und Grünanlagen in der bisher vernachlässigten Stadtteilen mit überwiegender Arbeiterbevölkerung anzulegen. Und heute können wir auf einem Spaziergang durch die Stadt mit Genugtuung feststellen, wie es trotz der an Wirtschaftskrisen reichen Zeit gelungen ist, in vorbildlicher Weise für alt und jung überall in unserem Berlin Erholungsstätten zu schaffen. Das Herz schlägt jedem von uns schneller, wenn wir sehen, wie unsere ganz Alten, auf den Bänken sitzend, die Blumenpracht und den Pflanzenwuchs bewundern, wie andächtig sie dem Gesang der Vögel lauschen und wie sie freudig den munteren Spielen der Kinder zu-



schauen. Auf den Spiel- und Sportplätzen tummelt sich heute eine neue Jugend bei fröhlichen Spielen und ernstem Wettkämpfen. Und nun erst die Kleinen und ganz Kleinen! Mit welcher Freude werden die Buddelplätze, Planschbecken und Wiesen aufgesucht, und wach frohes Kindergeschrei schallt uns von den Rängen entgegen, auf denen sich die Kinder auf Karussellen, auf Schaukeln oder an Turngeräten erfreuen.

Diese Bilder bieten sich jetzt in jedem Stadtteil, so daß an dieser Stelle eine namentliche Bezeichnung der einzelnen Parkanlagen nicht erforderlich ist. Nur auf eine im Werden begriffene interessante Anlage, die gärtnerische Ausgestaltung des

Luftschiffkanals,

sei hingewiesen. Ein Grünzug von zwei Kilometer Länge ist im Entstehen. Er wird durch die überquerenden Straßenzüge in einzelne Gartenabschnitte aufgeteilt, die in ihren Einzelheiten

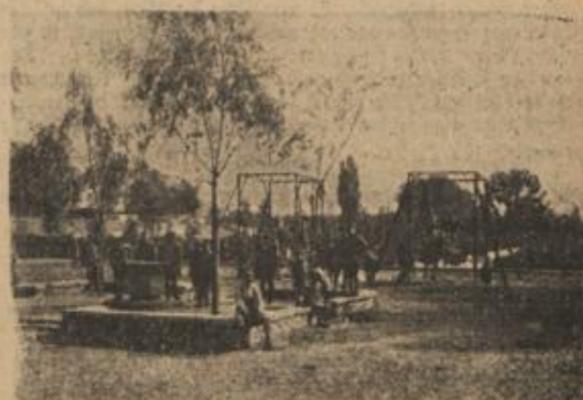
vertieft liegende Ruhegärten, Kinderspielplätze und Planschbecken bergen und in kurzer Zeit zu den am meisten besuchtesten Gartenanlagen gehören werden.

Diese soziale und kulturelle Arbeit im Interesse der arbeitenden Bevölkerung geleistet zu haben, ist allein den unausgesetzten Bemühungen der sozialdemokratischen Vertreter im Magistrat und der sozialdemokratischen Stadtvorordnetenfraktion zu danken.

Nur sie haben dafür gesorgt, daß der Bestand an Grünanlagen von rund 1000 Hektar im Jahre 1921 auf fast 2000 Hektar bis Ende 1929 vergrößert wurde.

Daß über 2200 Familienväter ständig Beschäftigung in der Berliner Park- und Gartenverwaltung haben, und daß zurzeit jährlich annähernd 13 Millionen Mark für die Unterhaltung und Erweiterung dieser Erholungsflächen im Etat bereitgestellt werden. Darüber hinaus sind auf Grund der von der Sozialdemokratie herbeigeführten Gemeindebeschlüsse in den Jahren 1926/29 rund 5 Millionen Mark zur Beschäftigung von Erwerbslosen in den städtischen Grünanlagen flüssig gemacht worden, eine Summe, die infolge der Eigenart der Arbeiten nahezu restlos den Erwerbslosen als Löhne zugute gekommen ist.

Wie bisher, wird auch in Zukunft die Sozialdemokratische Partei für ausreichende und zweckmäßige Park- und



Grünanlagen sorgen. Wir stärken dadurch die Volkskraft und heben die Volksgesundheit. Unsere Jugend wird den Kniepen und Basthäusern mehr und mehr fernbleiben und bei alt und jung die Liebe zur Natur neu geweckt.

Deshalb, ihr Männer und Frauen Berlins, zieht die Folgerung:

Heift der Sozialdemokratie zum Siege!

Gebt am Sonntag, dem 17. November, nur der Liste 1, Sozialdemokraten, eure Stimme!

Rund um Hugenberg

Ein kleiner Bilderbogen

I.

Der deutschnationale Agitator hatte sich in Hitze geredet.

Bevor er zum letzten Schläge ausholte, legte er eine Kunstpause ein und bemühte sie dazu, sich die reichlich fließenden Schweißtropfen von der nicht gerade germanisch aussehenden Billardkugel zu wischen.

Dann legte er zu einer wahrhaft majestätischen Geste an und schrie, helbe Fäuste wie Glocken gegen die Saaldecke schüttelnd:

„Und so sage ich denn und behaupte es laut vor aller Welt: wir und nur wir, wir aufrechten Mannen des deutschnationalen Gedankens, sind das wahre Salz der Erde!“

Laulose Stille.

Jene Stille, jene nervenpeinigende, die dem losbrechenden Sturm vorherzugehen pflegt.

Noch stolt des erwarteten Beifalls flog dem Sendling Hugenbergs aus der hintersten Stuhlleihe lediglich ein Zwischenruf an den Kopf.

Scharf klang er, wie ein Geschloß, von des Rufers Wucht getrieben:

„Bahr gesprochen, Herr Redner, das Viehsalz!“

Damit war die Versammlung zu Ende.

Alles weitere ertrank in einem unauslöschlichen Gedächtnis.

II.

Nicht jedem Zeitgenossen dürfte bekannt sein, daß bei der Rede, die wackelnd Hugenberg, der nationale Recke und echte Nachfahr nicht minder echten Germanen, vor dem Denkmal Hermann des Cheruskers im Teutoburger Walde gehalten hat, die vaterländische Erde anfang, sich an der speichelbetropften Stelle langsam aber deutlich herauszubilden.

Männiglich war starr ob dieses Wunders.

Man war zwar gewohnt, daß Balken sich bogen, wenn ein Redner völkischer Objektivität nur ungewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen die an und für sich schon reichlich groß gerotene Schnauze noch weiter vollnahm; aber daß die Erde des Vaterlandes bei einem solchen Vorgang Blasen warf, das war bis dato ohne Vorgang.

Selbst die ältesten Klosterbärte unter den Versammelten konnten sich an so was nicht erinnern und stakten daher recht hörbar die Köpfe zusammen.

Auch das übrige Volk rannte, riet und raunte und räusperte sich und machte überhaupt reichlich Gebrauch vom alliterierenden Stadtreim. Bis endlich ein hochgelahrtes Haupt, ein staatlich anerkannter Archäologe und Vorzeisforscher, sich daran machte, dem ganzen Jauber mit dem fließschürfenden Rüstzeug seiner Wissenschaft auf den Grund zu gehen. Schon nach anderthalb Stunden hatte er heraus, daß es sich bei dieser erdernen Herauswölbung im Teutoburger Walde um nichts weiter handle, als um ein bisher nicht beachtetes Römergrab.

Ein Römergrab! Ein Schauer lief durch die Versammlung.

Der Schauer stieg, als der Mann mit der Glanzbrille die Vermutung äußerte, daß hier vielleicht eine wertvolle Reliquie seit über neunehundert Jahren in Teuts Waldboden schlummere.

Der berühmte Gelehrte behielt mit seinem bewunderungswürdigen Schwesinn nicht, denn er geht sich nahher bei der Aus-

grabung in voller Unkunstföhllichkeit, daß hier jenes nützliche Schwert eingemauert worden war, mit dessen Hilfe sich seinerzeit Quintilius Varus nach dem Verlust seiner Legionen per Harikiri nach den Truppenübungsplätzen eines besseren Jenferits begeben hatte.

Das Schwert war zwar etwas vom Zahn der Zeit benagt, im großen und ganzen aber gut erhalten.

Als der ärgste Grünspan weggewischt war, wurde sogar eine Inschrift sichtbar.

Da hielt es Hugenberg nicht länger. Er wollte die Ehre der Erstentzifferung haben. Mit ungeduldiger Bewegung riß er dem Gelehrten des Römerschwert aus der Hand und seine erstaunt sich weitenden Augen lasen den Lapidarhieb:

„Gebrauchsmuster! Quintilius Varus seinem lieben Geheimrat Hugenberg!“

III.

Hugenberg, der seinen siebenten Wandwurm abgetrieben hatte und sich infolgedessen wieder im Vollbesitz seiner Geisteskräfte befand, lustwandelte nun in gewohnter Rüstigkeit mit Hilfe zweier Krüdstöcke und eines Sekretärs im Gehölz der Politik.

Er blieb vor einem riesigen Eichenbaum stehen, der seine noch immer grünbelaubten Äste wirklich machtvoll in den milden Herbsthimmel hineinwölbte.

„Nanu, was ist denn das?“ fragte mißbilligend Hugenberg und stützte sich schwer auf seine Krücken, „es kommt mir beinahe so vor, als ob ich diese botanische Erscheinung hier irgendwie kennen würde!“

„Freilich,“ beeilte sich der Sekretär mit der Antwort, „kennen Herr Geheimrat diesen Baum hier; es ist die Eiche der Republik!“

„Also unnützes, markloses Gesträuch! Man sollte es sofort umhauen!“

„Aber warum nur, Herr Geheimrat?“

„Sehen Sie denn nichts? Die ganze Krone wimmelt voll Ungezieser!“

„Ich kann beim besten Willen nichts sehen,“ wandte der Sekretär ein, fügte aber sofort unterwürdig und dienstbeflissen hinzu: „Wolle ich Ihnen Herr Geheimrat den Fernstecher!“

Es war ein gutes Glas und hatte hundertfünfzigfache Vergrößerung.

Hugenberg, nahm es von den Augen und reichte es dem Sekretär.

Der suchte gewissenhaft list um list, Blatt um Blatt ab und fand wirklich nach langem Bemühen irgendwie drei Silarek-Raupen, die eben dabei waren, für den Winter eingesponnen zu werden.

„Na,“ schloß nun Hugenberg wieder die Fragezange an, „sagen Sie selber, ist diese Staube da, diese nichtswürdige, nicht etwa reif zum Umhauen?“

„Aber Verzerrung, Herr Geheimrat,“ wandte da der Sekretär ein, „wenn wir diesen Baum da wirklich abzulagen vermöchten, so sollten wir nahher unsere deutschnationalen Schweine lassen, die sich jetzt mit den Eichen der Republik so schön die schwarzweißrote Schwarte maßten?“

Mond im Zuchthaus

von Viktor Hugo

Aus dem Französischen von Oskar Wöhrle

Obwohl Viktor Hugo — er lebte von 1802 bis 1885 — zu den Klassikern der französischen Literatur gehört, haben einzelne seiner Werke auch im Rhythmus unseres so ganz anderen Zeitalters ihren Klang behalten. In seinen Anfängen Monarchist stellte sich der Dichter bald auf die Seite der Kämpfer für Freiheit und Demokratie. Besonders das Los der Armen und Elenden war es, das ihn immer wieder beschäftigte. Er war einer der Väter des sozialen Romans. Was ihn besonders mit unseren Tagen verknüpft, ist sein leidenschaftlicher Kampf gegen die Todesstrafe. Das Problem der Todesstrafe steht auch im Mittelpunkt der Novellen „Mond im Zuchthaus“, die wir in der ausgezeichneten, dem modernen Empfinden angepaßten Uebersetzung von Oskar Wöhrle veröffentlichen.

Vor Jahren lebte in Paris ein armer Tagelöhner, Claude Gueug mit Namen.

Er hatte eine Geliebte bei sich und von dieser ein Kind. Ich erzähle die Dinge, wie sie sind, ohne Beschönigung; der Leser mag die Moral aus den Begebnissen selber ziehen.

Dieser Tagelöhner war geschickt, anständig, klug, intelligent, zwar mangelhaft erzogen, aber gut begabt.

Lesen und schreiben konnte er nicht, aber denken.

Einmal, im Winter, ging die Arbeit aus.

Kein Feuer, kein Brot in der Dachstube!

Mann, Weib und Kind froren und hungerten.

Claude Gueug ging schliefen.

Ich weiß nicht, wo er stahl; ich weiß nicht, was er stahl. Ich weiß nur, daß dieser Diebstahl der Mutter und dem Kind für drei Tage Brot und ein leidlich geheiztes Zimmer verschaffte, dem Mann jedoch fünf Jahre Einperrung.

Der Mann wurde zur Ableitung seiner Strafe nach dem Zuchthaus von Clairvaux geschickt.

Dort sperrte man ihn nachts in ein finsternes Bett, tagsüber in eine Werkstätt. Beherrschte ich nicht.

Claude Gueug — vor kurzem noch ein ehrlicher Arbeiter, jetzt aber für alle Zeit als Dieb gebrandmarkt — war von ernstem, imponierendem Aussehen. Er hatte eine hohe, trotz seiner Jugend schon sehr zerfurchte Stirn, einen dichten, schwarzen Schopf, an den Schläfen schon mit einzelnen grauen Haaren gesprenkelt, ruhige, tiefliegende Augen, offene Kiefer, ein etwas vorpringendes Kinn, und um den Mund einen Zug voll unsäglichlicher Verzweiflung. Mit einem Worte: er hatte einen wundervollen Kopf! Gebt acht, was unsere samojas Gesellschaftsordnung daraus machte!

Der neue Sträfling ging mit Worten und Gebärden sparsam um. In seiner Art lag aber etwas Zwingendes, dem seine Genossen gerne Folge leisteten. Trotzdem er schon ein gehäutetes Nashorn voll auszustehen gehabt hatte, sah er doch nicht leidend aus, sondern eher verschloffen.

In dem Zuchthause, in dem Claude eingesperrt war, amtierte einer jener Direktoren, wie sie wohl in gar manchen Anstalten anzutreffen sind: so ein Mittelglied zwischen Aufpasser und Krämer; einer von der Art, die in einem Atem den Arbeiter anschaut und rumkannibalisiert und dem Sträfling droht; die dem Gefangenen zwar das Werkzeug in die Hand gibt, ihm gleichzeitig aber Fuß-eisen über Fuß-eisen anlegt.

Dieser Herr in Clairvaux nun war ein Prachtexemplar seiner Gattung, eine besondere Spielart: jäh, tyrannisch, allen möglichen Stimmungen unterworfen, ständig auf sein Amt und sein Ansehen poßend; dann wieder, bei anderer Gelegenheit, wie umgewandelt: ein lustiger Bruder, gutmütig, fröhlich, zum Witzeln aufgelegt. Und dennoch: er gehörte im Grunde seines Wesens zu denjenigen Menschen, die nicht Elasticsches, nichts Behendiges in sich haben, die aus toten, starren Teilschen zusammengesetzt erscheinen, die aufbraufen, ohne sich zu erregen, die Feuer fangen, ohne warm zu werden, deren Aufnahmefähigkeit gleich Null ist, so daß oft von ihresgleichen gesagt wird, sie seien aus Holz gemacht; sie flackern an einem Ende und sind am anderen eiskalt. Zweifelsohne war der Mann ein guter Vater und auch ein guter Gatte. Alles in allem: er war weder böse noch schlecht, sondern einfach der Direktor des Zuchthauses.

Der Hauptzug seines Charakters war Eigeninn.

Er war geradezu stolz darauf, eigeninnig zu sein, und verglich sich in diesem Punkte, wenn die Rede darauf kam, gerne mit Napoleon.

Das war aber nichts weiter als eine optische Täuschung.

Es gibt aber genug Leute, die sich von einer solchen Aufmachung blenden und täuschen lassen und die aus gewisser Entfernung einen Starkkopf für einen willensstarken Charakter und eine Sternschnuppe für einen wirklichen Stern ansehen.

Wenn dieser Mensch einmal das, was er seinen „Willen“ nannte, auf irgend etwas Widersinniges gesetzt hatte, so mußte dieser Uninn, allen Einwendungen zum Trotz, bis aufs T-Täpfelchen ausgeführt werden.

Eigeninn ohne Einsicht ist die Schleppe der Dummheit. Das leuchtet ein. Jedesmal, wenn wirtschaftliche oder politische Katastrophen hereindringen, ergibt es sich, wenn man der Ursache auf den Grund geht, daß sie durch höchst mittelmäßige, eingebildete Leute verschuldet sind; durch Leute, die sich übernehmen, die sich allzumal zutrauen und deren Selbstgefühl allzusehr aufgebläht war.

Es gibt auf der Welt leider viel zu viel dieser kleinen Starrköpfe, die sich für die Vorsehung halten. Von dieser Art war der Zuchthausdirektor.

Eines Tages, als er repidierend durch die Wertstätten ging, fiel ihm Claudes Niederlagslage auf; denn dieser dachte unablässig an diejenige, die er seine Frau nannte.

Der Herr Direktor blieb bei dem Sträfling stehen, und da er besonders guter Laune war, erzählte er ihm so belläufig — vielleicht zum Scherz und zum Zeitvertreib, vielleicht auch, um ihn zu trösten — das Mädchen, mit dem er zusammengelebt habe, sei eine öffentliche Dirne geworden und ginge jetzt auf den Strich.

Claude verzog bei dieser Erzählung keine Miene. Sträflich fragte er: „Und was ist aus meinem Kinde geworden?“

Der Herr Direktor suchte behauernd die Achseln. Das wußte er nicht.

Nach Verlauf einiger Monate hatte sich Claude an die Gefängnisluft gewöhnt und schien an nichts weiter zu denken. Eine gewisse melancholische Heiterkeit, die seinem Wesen eigen war, hatte bei ihm das Uebergewicht erlangt.

In der nämlichen Zeit hatte Claude ein merkwürdiges Uebergewicht über die anderen Sträflinge gewonnen.

Als ob ein stillschweigendes Abkommen getroffen sei und ohne daß irgend jemand, selbst Claude nicht, wußte warum, fragten ihn alle diese Menschen um Rat, hörten alle diese Menschen auf seine Worte und bewunderten ihn. Ja, sie ahnten ihn sogar nach, was ja gemeinlich die höchste Stufe der Bewunderung zu sein pflegt.

Für Claude war es wirklich kein kleiner Ruhm, sich von allen diesen widerspenstigen Naturen auf Wort gehört zu sehen.

Diese Macht war ihm ganz ohne sein eigenes Zutun zuteil geworden. Claudes Gewalt lag im Blick seiner Augen. Ist das Auge eines Menschen nicht ein Fenster, hinter dem man alle Gedanken kommen und gehen sieht?

Wird ein Mensch, der Ideen hat, unter Menschen verfehlt, die keine haben, so werden nach einer bestimmten Zeit trotz dem Geheiß einer unwiderstehlichen Anziehung alle die lichtarmen Gehirne um das Lichtpendende kreisen.

Es gibt Menschen, die abstoßen, und solche, die anziehen. Claude gehörte zu letzteren.

In nicht ganz drei Monaten war Claude die Seele, das Gesicht und die Ordnung des Wertstättensoales, in dem er arbeitete.

Alles kam auf ihn an. Er war der Mittelpunkt, um den sich alles drehte.

Doch infolge einer ganz natürlichen Gegenwirkung wurde, je mehr ihn die Gefangenen liebten, er desto mehr von seinem Kerkermeister verabscheut.

Das war noch immer so Wer von den Unterdrückten und den Ausgestoßenen geliebt wird, der zieht den Haß der Herrschenden und der Gemaltthäter auf sich.

Claude Gueug war ein starker Esser. Es war dies eine besondere Eigenartlichkeit seines Organismus. Sein Magen war so beschaffen, daß die Nahrung zweier normaler Menschen nur kümmerlich für ihn reichte.

Rätsel-Ecke des „Abend“.

Silbernrätsel.

Aus den Silben bahm be be bei bens ber ber der büh burg cer cha chel da de de dreh droh e e e eis feid grün gung he hoch im in kan taf tral träh le le u lust mag mer mond na ne ne ne nen pha pua rauh re re ro rus se se seit se ler si si si su tee u ü ur sind 22 Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1. Verbandesart; 2. Fluß in Rußland; 3. Kerbtier; 4. Stadt in der Provinz Sachsen; 5. Erscheinungsform eines Gefirnis; 6. Baum; 7. Blume; 8. Tischgerät; 9. Bezeichnung im Schachspiel; 10. alte christliche Gemeinde; 11. weiblicher Vorname; 12. russische Landschaft; 13. Vogel; 14. Theaterrequisit; 15. Zustand der Trunkenheit; 16. Bodenfläche im hohen Norden; 17. männliche Bienen; 18. Freude am Dasein; 19. Pflanzengattung; 20. Wächter der Unterwelt; 21. Verkehrsmittel; 22. Verständigungsmittel unter Gefangenen. — Die Anjongs- und die letzten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen einen bekannten Vers von E. A. Höpff.

A	A	A	A	B	B	E
E	E	E	F	F	I	I
I	I	K	K	L	N	N
O	O	R				
R	R	R				
R	R	T				
T	T	U				

Magische Figur.

In nebenstehender Figur sind die Buchstaben so zu ordnen, daß die ersten drei wagerechten und senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Russische Landschaft, 2. altes Längennmaß, 3. Stadt in Schlesien.

Rätselräffel.

Den Wörtern Ingwer, Durlach, Wechselstube, Wegeseher, Lebensbaum, Richtfest, Frisöfsee, Flasche, Wilhelmine, Schneeballschlacht, Gistschlange, Regenwasser, Apfelsinus, Auszug, Irwisch, Schughütte, Edmund, Trübel, Schuggebiet, Gerüst, Westerwald, Postendoot, Reimingen sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben (beim letzten Wort zwei Buchstaben) zu entnehmen. Sie ergeben, richtig gefunden und aneinandergereiht ein Jiat aus Schillers Tell.

Räffelsprung.

	shen	men	ts	man			
barf	shen	un	ms	ben	ts	ts	shen
gs	men	elt	mer	boh	em	läh	bes
shin	man	ar		quät	tem	shn	
	lraht	den		ben	hun		

(Auflösung der Räffel nächsten Mittwoch.)

Auflösung der Räffel aus voriger Nummer.

Kreuzworträffel. Waagerecht: 3. Armada; 5. Alhambra; 7. Ciat; 8. Hobe; 9. Kine; 10. Anis; 13. Refarven; 14. Koranen. — Senkrecht: 1. Omar; 2. Ramn; 3. Albanien; 4. Armenten; 5. Arthur; 6. Alibion; 11. Bern; 12. Ezno.

Silbernräffel: 1. Wanger; 2. Ampel; 3. Enzian; 4. Hife; 5. Caroe; 6. Tertis; 7. Serenade; 8. Pincette; 9. Dolbe. — Waaght SPD.

Räffelsprung:

Wußt stets an deiner Mutter Art, Du Kind der Erde, dich erinnern: Wie sehr die Schale dir erstarrt, Bewahr' den flüssigen Kern im Innern.

Paul Heyse.

Der Herr von Cotadilla hatte eine Ekstase ähnlicher Art und lachte darüber. Mit gutem Recht; denn für einen Herzog, einen spanischen Granden, der fünfzehnhunderttausend Hämmerlein eigen nennt, ist ein solcher Appetit ein Duell des Bergmügens; für einen armen Teufel dagegen eine Last und für einen Gefangenen gar ein Unglück.

Als Claude Gueug sich noch seiner Freiheit erfreute, schüttelte er den ganzen Tag und verdiente sich die vier Pfund Brot, deren er bedurfte. Als er im Gefängnis war, schüttelte er ebenfalls den ganzen Tag, erhielt aber für seine Mühe unabänderlich nicht mehr als anderthalb Pfund Brot und ein Minimum an Fleisch.

Das Anstaltsgefeß ist unerbittlich. Es kennt für alle nur gleiche Rationen. Claude hatte daher im Zuchthaus von Clairvaux beständig Hunger.

Er hatte Hunger, das war alles. Er machte kein Aufheben davon. Das war so seine Art.

Eines Tages hatte Claude eben seine magere Portion verschlungen und, um das lästige Hungergefühl zu überhören, bereits wieder zur Arbeit gegriffen, derweil die anderen Sträflinge noch über ihrem Essen saßen. Da trat ein junger, bleicher Mensch von schwächlichem Aussehen zu ihm. In der Hand hielt er seine Ration, die noch unberührt war, und ein Messer. So blieb er dicht vor Claude stehen, ganz in der Haltung, als ob er etwas sagen wollte und sich nicht recht getraute.

Dieser Bursche und sein Brot und sein Fleisch gingen Claude auf die Kerpen.

„Was willst du?“ fragte er endlich barsch.

„Daß du mir einen Gefallen tu!“ stotterte schüchtern der junge Mensch.

„Was für einen?“

„Daß du mir dies da essen läßt. Ich bringe es nicht auf, ich habe zumiel daran!“

Claude mußte sich die Augen wischen.

Er nahm das Messer, teilte die Portion in zwei gleich große Teile, nahm einen davon und fing auf der Stelle zu essen an.

„Ich danke dir,“ sagte der junge Mensch. „Wenn es dir recht ist, so teile mir künftighin alle Tage!“

„Wie heißt du?“ fragte Claude.

„Albin.“

„Warum bist du hier?“

„Ich habe gestohlen!“

„Ich auch!“ sagte Claude.

Tatsächlich teilten sie in der Folgezeit täglich ihre Portion.

Eine enge Freundschaft schloß sich zwischen den beiden. Weir die Freundschaft von Vater zu Sohn, als die von Bruder zu Bruder. Albin war ja beinahe noch ein Kind, Claude hingegen schon ein gezeigter Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Buchstabenräffel: Iran, Leder, Hamm, Halm, Ocker, Eichel, Rede, Tadel, Ehre, Mater, Angelegenheit, Lachs, Diskus, Auge, Siegel, Sonne, Mohr, Ast, Ruch, Bais, Eide, Reife, Dole, Raum, Mebel, Sohn, Saft, Wahn, Orient, Milz, Ober, Elba, Orca, Cord, Isl, Cello, Hege, Some, Lante, Rinde, Egel, Keim, Gage, Bofal, Elfe, Reger, Mahl, Enge, Iller, Daumen, Efel, Nase, Motto, Uhr, Sinn, Sorte. — Ich hoerte mal, daß man Berdruß womöglich kreuz vermeiden muß.

Räffelräffel: Im Schmerz wird die neue Zeit geboren.

Berwandlungsräffel: 1. Torte, 2. Biste, 3. Armin, 4. Biste, 5. Tante.



Sonnabend, 2. November:
Berlin.

- 16.00 Friedrich Netzer: Das stehliche Meer der Arbeit.
- 16.30 Unterhaltungsmusik.
- 19.00 „Arbeit“ (Musik und Dichtung).
- 20.00 Zeitberichte. Amerika im Kampf gegen die politische Korruption. (Straf- lichter aus dem Spoorer Skandal.) (Gleichzeitig mit der Frankfurter Uraufführung.)
- 20.45 Lustige Musik aus Operetten.
- Nach den Abendmeldungen: Tanzmusik. Während der Pause Bildfunk.
- 23.45 Aus dem Sportpalast: Um Mitternacht beim Sechstagerrennen.

Königsruherhaus.

- 16.30 Nachmittagskonzert von Hamburg.
- 17.30 Ob-Steuerinspektor Pötsel: Zehn Jahre Reichsteuerverwaltung.
- 18.00 Wir erwerbstätigen Frauen. (Zweiggespräch zwischen zwei Frauen aus ihrem Berufsleben.)
- 18.30 Französisch für Anfänger.
- 18.45 Ob-Stad.-Dir. Dr. Ost: Frankreich.
- 19.20 Prof. Dr. Robert Saltschick: Politische Weisheit, die uns oottet.
- 20.00 „Prozess Sokrates.“

Sonntag, 3. November.
Berlin.

- 7.00 Funkymusik.
- 8.00 Für den Landwirt.
- 8.55 Stundenglockenspiel der Potsd. Garnisonkirche.
- 9.00 Morgenfeier. Gelübde des Berl. Doms.
- 10.00 Wettervorberrage.
- 10.55 Szenenbild aus „Sunbury“ (Höflich).
- 11.00 Elternstunde.
- 11.30 Bach-Saal: Orgelkonzert.
- 12.00 Mittagskonzert.
- 14.00 Heiteres vom Theater. Von Otly Boehm.
- 14.20 I. Joh.-Chr. Bach: Klaviertrio D-Dur. 2. Beethoven: Klaviertrio B-Dur. op. 11. 3. Mozart: Klaviertrio E-Dur K. V. 542. (Maria Zweig, Flögel, Charlotte Rosen, Violine; Eva Heilbrt, Cello.)
- 15.20 Jugendtunde, Märchen. (Am Mikrophon: Lisa Tetzner.)
- 15.45 Pablo Casals, Fritz Kreisler (Electrola-Platten).
- 16.30 Die Tribüne. (Aus dem Sonderraum der Funk-Stunde.) „Sunbury“, Komödie von Oskar Wilde.
- 18.00 Hotel Esplanade: Teemusik.
- 18.30 Zigeunergeschichten. Von Alexander von Sacher-Masoch.
- 19.00 Russische Volles- und Kinderlieder.
- 19.30 Tagesglossen. (Gesprächen von Alfred Kerr.)
- 20.00 Zwei Komponisten interpretieren ihre Werke. Anschließend Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
- Anschließend Tanzmusik. Während der Pause Bildfunk.
- 23.45 Sechstagerrennen (Uebersetzung aus dem Sportpalast).

Königsruherhaus.

- 18.00 Dr. Artur Berger: Die Hubertuslegende.
- 18.30 Goldscheider: Arzt und Patient.
- 19.00 Dr. Richard Benz: Deutschlands Anteil an der Weltmusik.
- 20.00 „Träume.“ Mitw.: Hermann Kanaak, verbundene Worte; Fritta Brod, Erwin Kälzer, Rezitationen.
- 21.00 Robert Kalm. 1. Aus dem Klavierzyklus „Zwischen Sommer und Herbst“ und Lieder. (Eva Jechelius-Liljann, Mezzosopran. Am Flügel: Der Komponist.) 3. Klaviertrio E-Moll, op. 72. (Der Komponist, Klavier: Prof. Karl Klingler, Violine; Ernst Silberstein, Cello.)

Das Dampfauto, das Auto der Zukunft?

160 Jahre Dampfauto / 205 Kilometer in der Stunde / Das Luxusauto der amerikanischen Hochfinanz

Sehen wir in der Geschichte der Autos auf die Urahnen des mechanisch bewegten Wagens zurück, so finden wir als eigentlichen Erfinder des Autos den Franzosen Cugnot, der im Jahre 1769 einen Dampfwagen baute, der eine Geschwindigkeit von vier Kilometern in der Stunde erzielte. Der Wagen war sehr schwer und plump gebaut und mußte jede 20 Minuten Wasser in seinen Kessel nachfüllen. Dieser Dampfwagen steht heute noch in Paris im „Conservatoire des arts et métiers“. Nach Cugnot haben noch Hancock, Murdoch und Watt Straßenlokomotiven gebaut, aber nur Hancock war es vergönnt, ein brauchbares Fahrzeug herzustellen. Der von Hancock gebaute Wagen hatte eine Geschwindigkeit von 20 Kilometern in der Stunde und richtete er mit diesen eine regelmäßige Omnibuslinie nach London ein. Jedoch scheiterte das ganze Projekt an den schlechten Straßen und daran, daß die Räder gewöhnlich Holzräder waren, die wie die Fuhrwerksräder mit Eisenreifen beschlagen waren. Der Dampfwagen in der damaligen Gestalt ist ganz verschwunden. Der Benzol-Benjinmotor hat seinen Siegeszug durch die Welt angetreten.

Der Gedanke des Dampfautos hat nie ganz geruht. Als in den Anfangsjahren des Benzinautos, vor ungefähr 20 Jahren, der Engländer Stanley mit seinem von ihm gebauten Dampfauto den Reifenrefektor aufstellte, war die ganze Automobilindustrie geneigt, dem Dampfauto eine große Zukunft zuzusprechen. Nach war die Zeit des Dampfwagens nicht gekommen. Die Technik, damals noch nicht auf der heute gefassten Höhe, konnte keinen Gebrauchswagen mit Dampftrieb herstellen, wie es die aufstrebende Autoindustrie verstand. Die schweren Maschinenteile und Kesselanlagen verteuerten den Dampfwagen zu sehr. Es war noch viel zu tun, um den Dampfwagen einen zufriedenstellenden Käuferkreis zu schaffen. Hier ist es vor allen Dingen das Verdienst der entsprechenden Länder, die durch Staatsubvention die Entwicklung des Dampfautos förderten. England brachte vor allen Dingen für seine Kolonien ein Fahrzeug, das nicht mit einem Brennstoff angetrieben wird, der erst importiert werden mußte, sondern mit einem Stoff betrieben wird, der überall erhältlich ist. Auch Frankreich versuchte von dem so teuren und schwer erhältlichen Benzin und Benzol frei zu kommen. In Frankreich erhielt der sogenannten „Boulevard“ den Vorzug. Durch Gasergänzung aus Pflanzenabfällen, Holz und Lumpen in einem Generator, der auf das angetriebene Fahrzeug montiert ist, wird der teure Brennstoff ersetzt. Wie es wohl leicht erklärlich ist, wurden die Dampf- und Gasantriebe vor allen Dingen erst auf Lastwagen verwendet. Auch in Deutschland wurden vor einigen Jahren Versuche mit Sauggasantrieben von Lastwagen gemacht und einige Wagen der damaligen Allgemeinen Berliner Omnibusgesellschaft, die heute in der BVG aufgegangen ist, mit diesen Anlagen ausgerüstet; doch diese Neuerung verschwand rasch wieder. Im Laufe der Jahre tauchte hier und da wieder ein mit Dampf angetriebenes Auto auf und verschwand wieder. So auch in Amerika der Doble-Wagen, der jahrelang als Personwagen von den exklusiven Kreisen Amerikas gefahren wurde. Das Aussehen dieses Wagens war dem des normalen Automobils sehr ähnlich. Hinter dem breiten Kühler, der als Kondensator für den Dampf wirkte, war der Kessel aufgestellt, der mittels Dampferzeugung geheizt wurde und innerhalb von 33 Sekunden volle Dampfspannung lieferte. Die Antriebsmaschine bildete mit der Hinterachse und dem Differential eine Einheit und war mit den Pleuelstücken an einer Querscheibe in der Rahmennitte aufgehängt. Die guten Erfolge, die man mit dem Dampfwagen erzielte und auch vor allen Dingen die Billigkeit der Unterhaltungskosten bei einem ganz geringen Ölverbrauch für die Heizung veranlaßten nun vor kurzer Zeit daran interessierte Kreise in England zur Bildung einer Gesellschaft, die sich lediglich mit dem Bau von Dampfwagen beschäftigt. Diese Gesellschaft, die Steam Appliance Company, hat durch Verwendung von Patenten des Ingenieurs Baker einen Wagen mit einer ganz neuartigen Dampfmaschine konstruiert, die als Umformmotor eingerichtet ist. Der Grund der Nichtverwendung der so nahegelegenen Dampfturbine ist wohl darin zu suchen, daß die Dampfmaschine elastischer, unempfindlicher und auch vor allen Dingen dimensionsal kleiner hergestellt werden kann als das empfindliche Werk einer Turbine. Zu diesem Zylinderstern der Rotobaker-Umformdampfmaschine, wie sie nach dem Erfinder genannt wird, hat man einen Hochleistungs-Dampfkessel konstruiert, der alle Annehmlichkeiten eines Dampfbetriebes in sich vereint. Durch lange Versuche ist es gelungen, ein Fahrzeug herzustellen, das bei bester Ausnutzung geringem Gewicht und leichter Handhabung Geschwindigkeiten, die unseren Automobilschwindigkeiten beinahe gleich sind, fährt. Auch die Wasserfrage für den Kessel hat man in allerbesten Weise gelöst. Durch die Kühler- (Kondensator) Anordnung ist es gelungen, das Kesselwasser immer wieder zu verwenden, so daß ein Nachfüllen erst nach 4000 bis 5000 Kilometer Fahrbetrieb notwendig ist. Auch das Anheizen der Dampfwagen geht sehr schnell vor sich. Dauert die Brennstoffübernahme beim Benzinauto täglich mindestens zehn Minuten, so ist der Dampfwagen innerhalb einer halben Minute fahrfertig. Beim Dampfbus von 90 PS ist eine Anheizzeit von 4 Minuten angegeben.

Die ungeheuren Vorteile der Dampfmaschine gegenüber dem Benzinmotor haben die interessierten Kreise in letzter Zeit mit der Frage des Dampfbetriebes beschäftigt. Reist der Benzinmotor nur bei jedem zweiten resp. vierten Hub die Arbeit, so ist die Arbeitsweise der Dampfmaschine bei jedem Hub die volle Arbeitsleistung. Schon diese einfache Frage des Wirkungsgrades ist ausschlaggebend für den Dampfwagen. Nun zu den Geschwindigkeiten. Die mit Dampfwagen erzielte Höchstgeschwindigkeit ist der von Variati auf einem Stanley-Wagen aufgestellte Rekord von 203,4 Kilometern pro Stunde. Es ist selbstverständlich, daß wir für den normalen Reisefahrer keine größere Durchschnittsgeschwindigkeit als 80 Kilometer pro Stunde benötigen. Im Stadtverkehr kann von einer Geschwindigkeit in kurzer Zeit auch bei uns nicht mehr die Rede sein. Die amerikanischen Verhältnisse geben das beste Beispiel. —

Der Betrieb des Dampfwagens ist wesentlich billiger. Das Heizöl kostet minimal wenig, das Wasser trotz eventueller Zusätze beinahe gar nichts, so daß nur noch die beim Benzinauto auch vorhandenen Kosten für Reifen und Abnutzung vorhanden sind. Auch Reparaturen sind wesentlich billiger und eine Explosionsgefahr besteht in einem so geringen Maße, daß man diese gar nicht in Betracht zu ziehen braucht.

Kreise, die in Amerika auf Exklusivität besonderen Wert legen, schaffen sich deshalb einen Dampfwagen an. Noch ist die breite Masse der Automobilverbraucher nicht für das Dampfauto zu haben. Noch kämpfen die Öl- und Benzintrusts gegen das Dampfauto. Doch die Zeit ist nicht mehr fern, wo die dem Benzinwagen gesteckten Grenzen erreicht sind und man langsam zum Dampfwagen übergehen wird. Es wird viel Geld gepart werden; das Dampfauto ist das Auto der Zukunft, das Auto des kleinen Mannes. Denn nicht nur ein billiger Preis, sondern vor allen Dingen die Unterhaltungskosten sind maßgebend für die Anschaffung eines Autos.

Ein Gespräch mit der Drehbank

„Erlaube Sie es mir, von meiner Maschinenwerdung zu sprechen.“ antwortete die Drehbank auf meine Frage, „es dürfte genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich meines Herkommens keineswegs zu schämen brauche, vielmehr alles zu meiner Existenz und Arbeitsleistung Notwendige mit der größten Sorgfalt mit auf meinem Lebensweg bekommen habe. Schon die Materialien, aus denen ich entstanden bin, wurden einer gründlichen Prüfung unterzogen. Ich kann mich erinnern, daß z. B. der rohgeschliffene Keilstock aus dem Grunde durch einen anderen ersetzt wurde, weil er auf seiner Rückseite einige unbedeutende Gubblasen aufwies.“ „Wie wurde denn bei Ihrer Entstehung die Revision gehandhabt?“ stellte ich eine Zwischenfrage. — „Oh,“ meinte die Drehbank schnell, „mit der denkbar größten Gewissenhaftigkeit! Jedes meiner Teile hat eine zwei- bis dreimalige Kontrolle passiert. Ich selbst hatte nach meiner Fertigstellung eine eintägige, scharfe Prüfung hinter mir.“ „Dann ist es mir als Fachmann fast unerklärlich, wie Sie nach knapp zweijähriger Tätigkeit diese schweren Fehler und Mängel aufweisen können, mit deren Feststellung und Reparatur ich beauftragt worden bin,“ meinte ich achselzuckend, „vorläufig habe ich folgendes ermittelt: Die Drehspindel schlägt; das Wechselradgetriebe klappert; fast alle Supporturbein haben toten Gang; der Support selbst bewegt sich sehr ungleichmäßig, stellenweise zu leicht oder zu schwer in den Pleuelstücken; die Keilstockspitze steht seitwärts und nach oben aus der Mitte; außerdem zieht der Klemm ohne Vorbelegung sehr schlecht durch; der Zustand der Pleuelstange verspricht kein gutes Gemindelschneiden; die...“ „Alles richtig, Verehrtester,“ fiel mir die Drehbank heftig in die Rede, „aber wodurch ist das alles entstanden? Einzig und allein nur durch die Behandlung durch Ihre Leute! — Sowohl, die niederträchtige Behandlung,“ wies sie mein Aufbegehren zurück, „ist Schuld an meiner Reparaturbedürftigkeit! Gehen Sie doch bitte noch einmal die von Ihnen angegebenen Fehler durch und gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, wodurch diese entstanden sind!“ „Gut, ich gehe auf Ihren Vorschlag ein — hören Sie: Warum schlägt Ihre Drehspindel?“ „Sehr einfach,“ meinte die Drehbank ironisch, „weil sehr oft ungleichförmige, schwere Drehstücke auf der Planscheibe nicht ganz genau ausbalanciert werden; dann aber werden Sie beobachten können, wie Arbeiter das Futter oder die Pleuelstange durch rohe, nach unten auf Lagerflächen und Drehspindel wirkende Hammerschläge zu lösen versuchen, anstatt denselben Zweck durch Hebeldruck anzustreben!“ „Ihre Ansicht ist in diesem Falle durchaus richtig,“ pflichtete ich bei, „aber wie erklären Sie sich das klappernde Rädergetriebe?“ „Auch dazu gehört nur sehr wenige Ueberlegung, lieber Meister. Trotzdem, oder gerade weil es den Leuten auf das strengste untersagt ist, die Geschwindigkeit während des Ganges zu wechseln, wird das immer wieder gemacht. Die Folge davon ist ungleichmäßiger Verschleiß der Zahnräder und somit geräuschvoller Gang.“ „Auch hierin haben Sie recht, verehrte Freundin!“ jagte ich, „und wie sieht es mit den Bewegungstürbein des Supports?“ Sie mußten wohl zugeben, daß diese ohne Ausnahme reichlich viel Spiel haben, wodurch natürlich ein auch nur annähernd präzises Arbeiten zur Unmöglichkeit wird!“

„Gewiß,“ gab die Drehbank zu, „aber gerade diese Mängel, so-

wie auch der unregelmäßige Transport des Supports auf dem Bett entstehen durch Nachlässigkeit. Stellen Sie sich bitte vor, daß auf mir eine Arbeit hergestellt wird, bei der viel gefeilt und geschmirgelt werden muß. Logischerweise müßte nun darauf geachtet werden, daß die Bettführungen, Spindeln und Spindelmuttern unbedingt freibleiben von den scharfen Feil- und Schmirgelspanen. Das kann sehr einfach durch Unterlegen von Papier, Pappe und Gappen oder durch zweifelhafte Blechstappen geschehen. Achten Sie mal darauf, welcher Dreher sich dieser kleinen Mühe unterzieht; unter hundert werden vielleicht fünf ihren Mitarbeitern diese Wohlthat antun! — Etwas anderes ist es mit der vorhin von Ihnen erwähnten, nicht stimmenden Keilstockspitze,“ fuhr die Drehbank nach einer kleinen Pause fort. „Hier liegt der Fehler meist daran, daß der Kanus der Spitze nicht genau in den der Pleuelstange paßt. Auch kommt es nach längerer Betriebszeit vor, daß der Spindelstock durch schrägen Nienenzug etwas seitlich verrückt wird, oder aber daß das schwere Ende einer Drehbank sackt. Hier hilft man sich durch Auswaagen der Bank und Richten (mittels Fühlhebel) und Nachschleifen der Spitzen.“

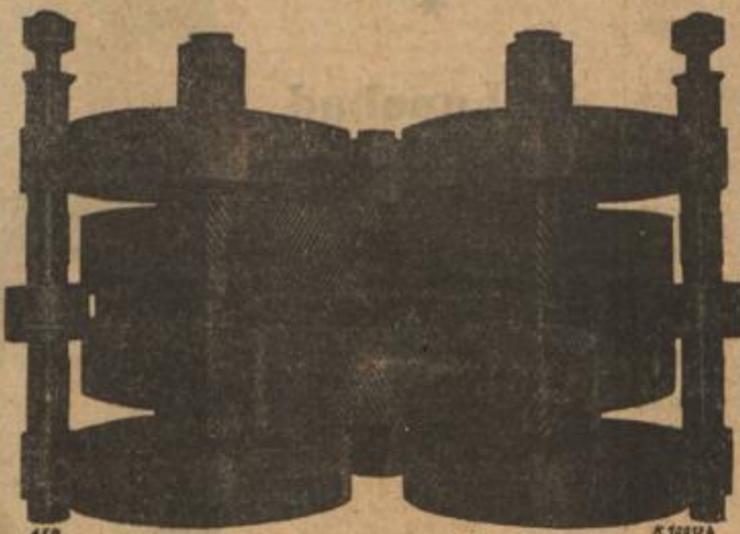
„Und was raten Sie bei einer allzu schwingängigen Maschine?“ ergründete ich weiter. „Beseitigung der Ursachen,“ war prompt und schlagfertig die Antwort der Drehbank. „Diese können nun verschiedener Art sein,“ dozerte sie weiter. „Am häufigsten kommt wohl das allmähliche Festlaufen der Spindeln an den Lagerstellen vor, das dadurch entsteht, daß Spindel und Lager, ungleichmäßig belastet, sich ebenso erwärmen und ausdehnen, wodurch begreiflicherweise in den Lagern Spannungen entstehen, die den schon genannten Uebelstand hervorrufen. Daneben sollte man auch die Lagermutter von Zeit zu Zeit um ein wenig nachziehen und nicht, wie es leider gemacht wird, auf einmal und dann mit aller Gewalt. Ebenso nötig ist die stets gleichbleibende Versorgung der Lagerungen mit harter und säurefreier Öl. — Wie Sie sehen,“ schloß die Maschine unsere Unterhaltung, „bleibt als Grund Ihrer gerügten Fehler und Mängel einzig und allein nur die schlechte Behandlung durch unsere Herren übrig. Bieten Sie Ihren ganzen Einfluß auf, daß es auch in dieser Beziehung in unseren Betriebsstätten besser wird. Ruhen und Vorkerk für uns alle wird dann nicht ausbleiben!“

Neue Bücher

W. de Haas: Wie unsere Maschinen arbeiten. 2. Band: Dampfmaschinen. Verlag Dietz u. Co., Stuttgart. 80 Seiten, 40 Abbildungen. Preis 1,80 Mark.

In der „Technik“ wurde früher bereits der erste Band des von dem rührigen Verlag Dietz u. Co. unter der Redaktion W. de Haas herausgegebenen Sammelwerks „Wie unsere Maschinen arbeiten“ besprochen. Im ersten Band wurden die Maschinenelemente in leicht faßlicher Form behandelt. Damit wurde dem Leser gleichsam der Rohstoff für das Verstehen der Maschinen, die ja stets aus diesen einzelnen Elementen zusammengesetzt werden müssen, geliefert. Der zweite Band bietet eine auf die kürzeste Formel gebrachte Geschichte der Dampfmaschine. Der Leser erlebt das Ringen der Techniker vor Watts Zeiten. Viele werden es geradezu erstaunlich finden, welch ungeheurer Aufwand notwendig war, um die erste primitive Ausnutzung des Dampfes durch Maschinen zu erzwingen. Der Laie darf aber nie vergessen, daß jene Techniker nicht die geringsten Erfahrungen hatten, und was sie im einzelnen fanden und wie sie den Dampf zwangen, Arbeit zu leisten, ist unter Berücksichtigung der Mittel jener Zeit immerhin erstaunlich genug. Ein anderes Kapitel behandelt die Entwicklung der Dampfmaschine durch Watt selbst. Hier haben wir die Urform der modernen Dampfmaschine, und wenn auch Watt nicht der Erfinder der Dampfmaschine an sich ist, so darf man ihn doch als den Vater, als den Schöpfer der modernen Dampfmaschine bezeichnen. Ein Weg von über hundert Jahren führt von der noch verhältnismäßig einfachen Niederdruckmaschine Watts zur Hochdruckdampfmaschine unserer Zeit, bei der es gelungen ist, Dampfspannungen über 100 Atmosphären Ueberdruck einwandfrei zu beherrschen. Es ist zu begrüßen, daß dieser vollständigen Maschinenkunde auch ein kurzer Abschnitt über den Wirkungsgrad der Dampfmaschinen angegliedert wurde. Niemand kann natürlich auf 80 Seiten eine erschöpfende Darstellung der Dampfmaschine und ihrer Geschichte geben. Das ist aber bei dem gesteckten Ziel dieser begriffswichtigen Sammlung auch gar nicht nötig. Jeder, der wenig Zeit hat, sich aber für die technische Entwicklung interessiert, sollte zu diesem billigen Büchlein greifen, das ihn als erste Einführung sicherlich viel Freude machen wird. Auch die beigelegten Abbildungen sind so gewählt, daß sie den Text ausgezeichnet unterstützen. Wie der Verlag ankündigt, wird der nächste Band dieser Sammlung sich mit der Dampfturbine und im Anschluß daran mit dem Aufbau und dem Wesen der Kesselanlagen befassen. W. M.

Zusammengefaßte Kraft



Unser Bild zeigt ein zweistufiges Zahnradvor-gelege für Schiffsturbinen. Die Abmessungen sind gewaltig, beträgt doch der Durchmesser des großen Rades etwa 3/4 Meter. Mächtige Kräfte sind es, 5400 Pferdestärken, die von der schnelllaufenden Turbinenwelle auf die langsamlaufende Schraubenwelle übertragen werden müssen. Dreht sich die Turbine 3600mal in der Minute, so sind für die Schiffschraube 84 Umdrehungen ein wirtschaftliches Maß, das dem Schiff die günstigste Geschwindigkeit gibt. Dabei sind alle Erschütterungen zu vermeiden und aller übermäßiger Lärm. Die genauest ausgearbeiteten Räder und Wellen sind aus hochwertigem Stahl, die auf Präzisionsmaschinen geschliffenen Zahnkränze aus Chromnickelstahl, der Zähigkeit mit Elastizität vereint. Das ganze Getriebe ist ein Beispiel zusammengesetzter Kraft, hoher Ausdauer und Zuverlässigkeit und vollendeter Zweckmäßigkeit, ein Meisterwerk moderner Technik.

